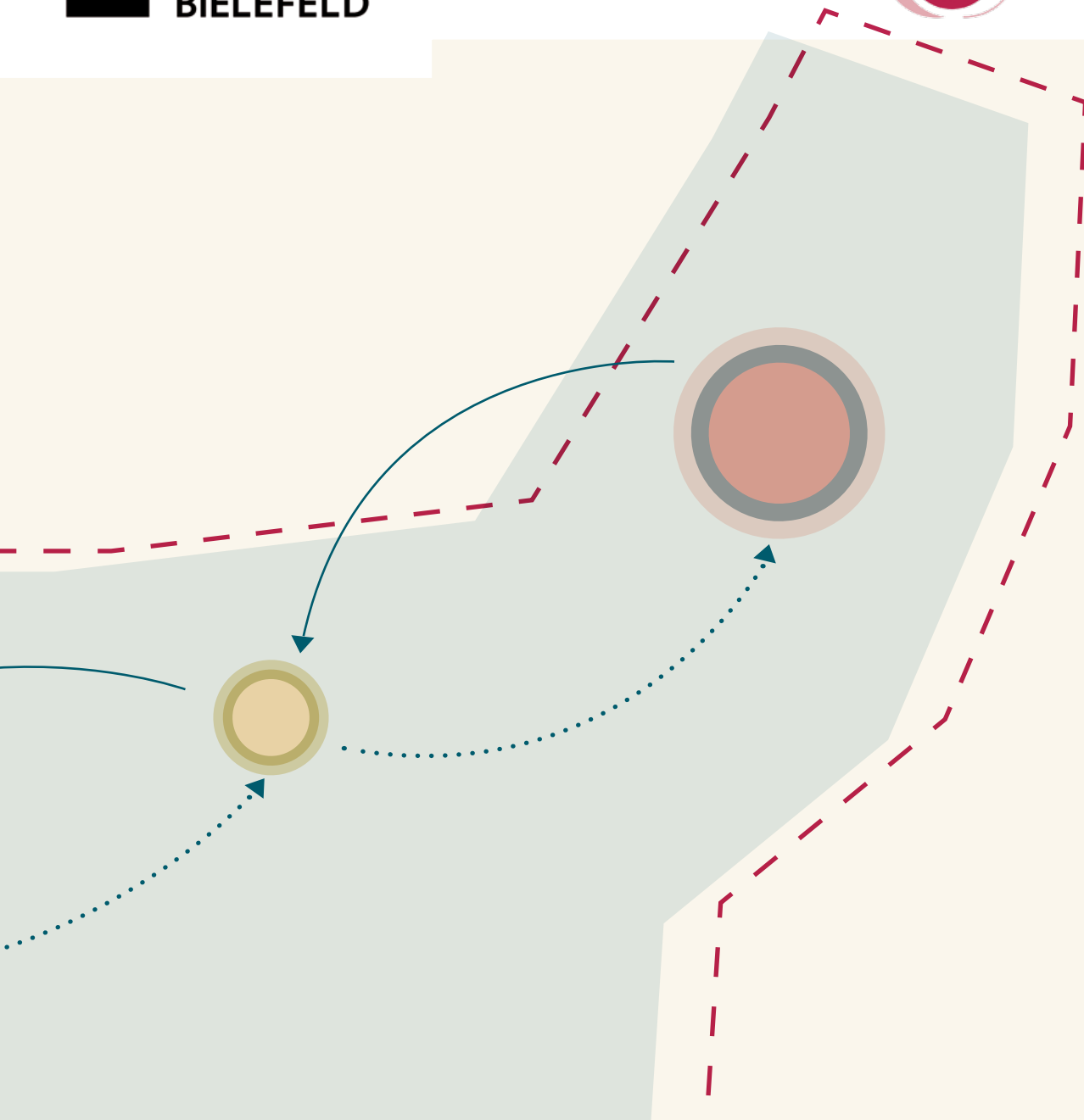




UNIVERSITÄT
BIELEFELD



Interdisziplinäres Zentrum
für Geschlechterforschung



Sorge und Sorgebeziehungen im Kreis Minden-Lübbecke

Denkanstöße einer Forschungsgruppe für
Ortsansässige und kommunale Akteur*innen

IZG-Forschungsreihe Band 20

Sorge und Sorgebeziehungen im Kreis Minden-Lübbecke

Denkanstöße einer Forschungsgruppe für Ortsansässige und kommunale Akteur*innen

Tomke König, Greta Maurer,
Marie-Sophie Borchelt, Amanda Edler, Annika Elmers,
Anne-Katrin Gnauck, Maria Neumann,
Roland Mettenbrink

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Tomke König, Greta Maurer,
Marie-Sophie Borchelt, Amanda Edler, Annika Elmers,
Anne-Katrin Gnauck, Maria Neumann,
Roland Mettenbrink

Sorge und Sorgebeziehungen im Kreis Minden-Lübbecke.
Denkanstöße einer Forschungsgruppe für Ortsansässige
und kommunale Akteur*innen

IZG-Forschungsreihe Band 20
ISBN 978-3-932869-20-4

Alle Rechte vorbehalten
© 2020 | Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)
© Illustrationen: Marijke Debatin

Universität Bielefeld
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld
www.uni-bielefeld.de/IZG

Gestaltung & Illustration: Marijke Debatin // Visuelle Kommunikation

1

**SORGEN IM PRIVATEN UND
IM ÖFFENTLICHEN RAUM** [5]

2

**LEBEN UND ARBEITEN IM
KREIS MINDEN-LÜBBECKE
IN ZAHLEN** [8]

3

**FÜNF ASPEKTE DES SORGENS
UND DER SORGEBEZIEHUNGEN**

**SORGE UND ERWERBSARBEIT –
ALLES NUR EINE FRAGE DER ZEIT?** [11]

WENN SORGETÄTIGKEITEN SICHTBAR WERDEN [16]

DIE ENTGRENZUNG DES PRIVATEN [20]

**SORGE UND DER WANDEL DER
GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE** [24]

**DIE GESELLSCHAFTLICHE VERANTWORTUNG
FÜR SORGE UND SORGEBEZIEHUNGEN** [27]

4

**KINDER ALS RESONANZWESEN
EIN BEITRAG VON ROLAND METTENBRINK** [31]

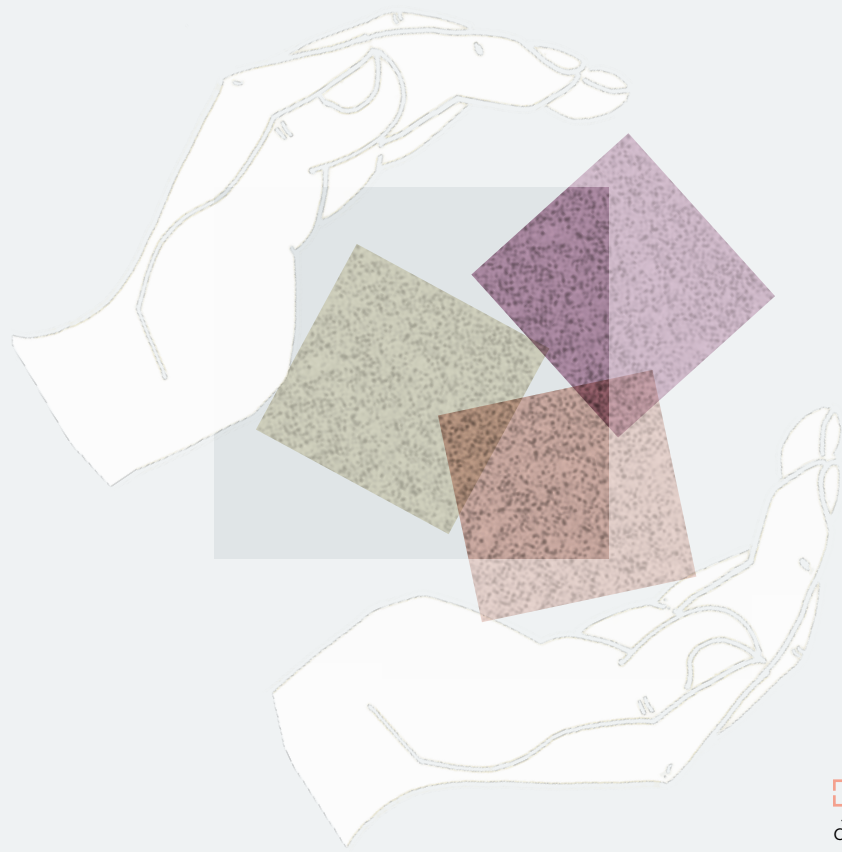
5

**EMPFEHLUNGEN FÜR ALLE,
DIE SORGE UND SORGEBEZIEHUNGEN
GESTALTEN WOLLEN** [38]

SORGEN IM PRIVATEN UND IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Die Idee für diese Broschüre ist im Anschluss an ein studentisches Forschungsprojekt entstanden, das wir im Kreis Minden-Lübbecke unter der Leitung von Prof. Dr. Tomke König und Sebastian Grieser durchgeführt haben. Das Thema dieses Projekts des Master Studiengangs Gender Studies der Universität Bielefeld war Sorge. Genauer gesagt, interessierten uns die Beziehungen und Bedingungen, in denen Menschen privat und professionell füreinander sorgen und sich um ihre Umwelt und die Gemeinschaft kümmern. Sorgen, so nahmen wir an, folgt einer bestimmten Logik: Die sorgende Person muss in Beziehung und Resonanz sein zu der Person oder der Umwelt, der ihre Sorge gilt. Um diese Beziehung herzustellen, ist Achtsamkeit, Präsenz und vor allem auch Zeit notwendig. Im Mittelpunkt unserer Forschung sollten die praktischen Erfahrungen stehen, die Menschen mit Sorgetätigkeiten in ihrem privaten Alltag sowie im Beruf machen. Dabei wollten wir nicht nur wissen, wer sich um wen und was kümmert, sondern vor allem auch, wie Sorgende sich und die Räume erleben, in denen sie sich um andere kümmern. Wie fühlt es sich zum Beispiel an, wenn ich weiß, dass meine

Mutter schon lange keinen Besuch mehr im Heim bekommen hat, mein eigener Alltag zwischen Beruf und Familie aber leider keinen Spielraum lässt für regelmäßige Besuche? Und wie erlebe ich mich, wenn ich mal wieder auf der Autobahn im Stau stehe und deshalb nicht rechtzeitig am Kindergarten eintreffen werde, wo meine Tochter darauf wartet, abgeholt zu werden? Schließlich wollten wir auch mehr darüber erfahren, wie die Orte strukturiert sind, an denen Sorgetätigkeiten stattfinden und wie sich die Sorgenden auf diese Räume beziehen. So wissen wir zwar, dass viele Arbeitnehmer*innen zu ihrer Erwerbsarbeit täglich in ihr Auto steigen müssen und in der ländlichen Region auch für den Einkauf und den Arztbesuch größere Entfernungen überwinden müssen. Aber darüber, wie der Alltag erlebt wird, der von diesen Wegekettten und räumlichen Bedingungen strukturiert ist, ist relativ wenig bekannt. Um diese Fragen zu beantworten, haben wir Interviews mit ortsansässigen Frauen und Männern sowie mit Professionellen (Erzieher*innen und Hebammen) und kommunalen Akteur*innen bzw. politisch Verantwortlichen geführt.



Als Wissenschaftler*innen haben wir einen Vorteil. Wir müssen nicht unmittelbar handeln und können uns Zeit nehmen für Beobachtungen und die Reflexion dieser Beobachtungen. Dieses Privileg entbindet uns aber nicht von der Verantwortung für gesellschaftliche Zustände und Prozesse des Wandels. Im Gegenteil bezieht gerade die Geschlechterforschung ihre Legitimation aus der Kritik an bestehenden Verhältnissen und der Entwicklung von Utopien. So ist aus unserer Perspektive besonders problematisch, dass Frauen immer noch den größeren Teil schlecht bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit übernehmen. Eine besondere Rolle spielt für uns die Brücke zwischen dem Elfenbeinturm und den Menschen „draußen“. Dabei geht es nicht so sehr darum, Ratschläge zu erteilen und Lösungen vorzugeben. Vielmehr können wir neue Sichtweisen auf die unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags zur Verfügung stellen. Mit der Broschüre wollen wir Denkanstöße dafür geben, was es aktuell bedeutet, im Privaten und im Öffentlichen Sorge zu praktizieren. Vielleicht können die Leser*innen nach der Lektüre auf andere, neue Weise über den Stellenwert und die Bedingungen von Sorge in unserer Gesellschaft weiter nachdenken.

Diese Denkanstöße erscheinen uns vor allem deshalb besonders wichtig, weil Sorge und Sorgebeziehungen aktuell unter schwierigen gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen stattfinden und damit tendenziell prekär sind. Obwohl in der Öffentlichkeit zum Beispiel viel über die Bedeutung der Sorge um Kinder diskutiert wird und mit dem Elterngeld gesellschaftliche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, die auch für Männer und Väter Anreize für Sorge um ihre Kinder schaffen, ist der Spielraum für Sorgebeziehungen für viele Menschen eng. Das liegt vor allem an den Anforderungen, die in der Erwerbsarbeit an Arbeitnehmer*innen gestellt werden. Männer und Frauen sollen mobil und flexibel sein und bis ins hohe Alter so viel wie möglich arbeiten. Wie und wann wir uns neben oder besser trotz dieser Anforderungen um Freund*innen, Familienmitglieder, uns selbst und unsere Umgebung sorgen, das liegt ganz bei uns. Wer das nicht schafft, hat die zur Verfügung stehende Zeit eben noch nicht gut genug strukturiert. Wenn der Tagesablauf genau geplant und getaktet ist, dann klappt es auch mit der (Selbst-)Sorge. Dabei wissen die meisten Menschen, dass wir ohne Sorge nicht fähig wären zu arbeiten und zu leben. Und diejenigen, die es noch nicht wissen, merken es spätestens beim ersten beruflich verursachten Burnout oder schließlich an der Einsamkeit im Alter, wenn niemand mehr Zeit hat, bei einem im Heim vorbei zu kommen.

Im Folgenden wollen wir zunächst anhand von statistischen Zahlen einen Einblick in die sozialstrukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen geben, innerhalb derer sich die Ortsansässigen in Minden-Lübbecke um andere, ihre Umwelt und sich selbst kümmern. In den Gesprächen, die wir in unserem Projekt geführt haben, zeigt sich recht deutlich, dass diese strukturellen Rahmenbedingungen eine zentrale Bedingung für gelingende Sorgebeziehungen sind. Gelingen meint an dieser Stelle, dass die Sorgetätigkeiten nicht nur erledigt werden, sondern diese auch die erwünschte Wirkung entfalten – den Erhalt des Lebens und des Lebenswillens. Wir würden eine Sorgebeziehung schließlich auch nur dann als gelungen ansehen, wenn diese nicht auf Kosten der Sorgenden geht. Auch für sie geht es letztendlich darum, ein befriedigendes und lebenswertes Leben zu führen. Bei genauerer Betrachtung kann sich so auch herausstellen, dass es strukturelle Rahmungen gibt, die die Lebensbedingungen einengen und aushöhlen. Vor diesem Hintergrund möchten wir ein Ergebnis an dieser Stelle bereits hervorheben: Sorge, so wurde in unseren Gesprächen deutlich, wird von vielen als eine private Angelegenheit verstanden. Nur selten werden die Gesellschaft und ihre Institutionen in die Verantwortung für notwendige Rahmenbedingungen genommen. Die Diskussion um Sorge und Sorgebeziehungen hängt aber eng mit Sozialpolitiken zusammen. Statt normativ zu bestimmen, was gut und richtig ist, müsste es unseres Erachtens darum gehen, dass alle Menschen Zugang zu Ressourcen haben, die es ihnen ermöglichen, die von ihnen gewünschten Beziehungen herzustellen. Auch für den Wandel der Geschlechterverhältnisse spielen Sozialpolitiken eine wichtige Rolle, die Sorgearbeit betreffen. Wir kommen hierauf am Ende der Broschüre zurück und geben auch noch ein paar andere Empfehlungen.

Wir verwenden für die Bezeichnung von Personen die Schreibweise mit Sternchen, um uns von dem generischen Maskulinum abzugrenzen und um darauf aufmerksam zu machen, dass es neben Frauen und Männern auch noch andere Geschlechter gibt. Dort, wo sich Sprecher*innen eindeutig als Frauen oder Männer positionieren, behalten wir eine eindeutige Schreibweise bei.

An dieser Stelle möchten wir uns bei einigen Menschen und Institutionen bedanken. Die kleine studentische Forschung sowie diese Broschüre wären ohne das Engagement und unermüdliche Interesse von Pfarrer Dr. Roland Mettenbrink (Kirchengemeinde Preußisch Ströhnen) nicht zustande gekommen. Er hat unser Projekt in allen Phasen begleitet und ermöglicht und schließlich einen eigenen Beitrag zur Broschüre verfasst. Wir möchten uns bei ihm für diese Unterstützung und vor allem auch für die Geduld ganz herzlich bedanken, die er gegenüber den langsam mahlenden Mühlen der Wissenschaft aufgebracht hat. Beim Evangelischen Kirchenkreis Lübbecke möchten wir uns für die finanzielle Unterstützung bedanken. Beim Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) der Universität Bielefeld möchten wir uns für die Möglichkeit bedanken, diese Broschüre in der IZG-Forschungsreihe veröffentlichen zu können sowie für die organisatorische und redaktionelle Unterstützung bei der Publikation. Dank gilt schließlich vor allem den interviewten Frauen und Männern, die uns Einblick in ihren Alltag gegeben sowie den politischen Akteuren, die sich Zeit für eine Gruppendiskussion genommen haben.

LEBEN UND ARBEITEN IM KREIS MINDEN-LÜBBECKE IN ZAHLEN

Der Kreis Minden-Lübbecke ist das Ergebnis einer Gebietsreform im Jahr 1973, die in vielen Teilen Nordrhein-Westfalens stattgefunden hat und unter anderem darauf zielte, effizientere Verwaltungsstrukturen zu schaffen und das Stadt-Land-Leistungsgefälle abzubauen. Seitdem wird der Kreis insgesamt als städtisch bezeichnet, da mehr als 50 % der Menschen in Städten mit 20.000 bis 100.000 Einwohner*innen leben. Doch mit Blick auf die räumlichen, sozialstrukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen ist es wichtig festzuhalten, dass es bis heute große Unterschiede zwischen den zwei Altkreisen gibt. Auch die Dichte der Einwohner*innen differiert und der Altkreis Minden gehört tendenziell zu den strukturschwächeren Kommunen.

Im Landesvergleich fällt auf, dass die Lebensbedingungen im gesamten Kreis relativ gut sind. Die Beschäftigungsquote ist sowohl bei Männern als auch bei Frauen deutlich höher und entsprechend ist auch die Arbeitslosenquote im Kreis Minden-Lübbecke mit 5,6 % erheblich geringer als der Landesdurchschnitt (8 %). Auch mit Blick auf die Daseinsvorsorge, die für Sorgebeziehungen relevant ist, sind vor Ort institutionell gute Bedingungen gegeben. So kann der Kreis Minden-Lübbecke zum Beispiel eine höhere Dichte an Krankenhausbetten aufweisen, als das in NRW durchschnittlich der Fall ist und auch das Personal in Kitas und Pflegeheimen ist deutlich höher. Um die ärztliche Versorgung ist es im Kreis Minden-Lübbecke allerdings relativ gesehen schlecht bestellt. Während in Nordrhein-Westfalen im Durchschnitt 64 Hausärzt*innen auf 100.000 Einwohner*innen kommen, sind es im Kreis Minden-Lübbecke nur 56,2 Hausärzt*innen. Institutionelle Sorge wird ähnlich viel in Anspruch genommen wie im Landesdurchschnitt. Dabei befinden sich geringfügig mehr Menschen in stationären Pflegeeinrichtungen (24 % vs. 26 %) und entsprechend weniger in Pflegeverhältnissen im häuslichen Umfeld (76 % vs. 74 %). Zudem ist jede Kommune des Kreises mit freiberuflichen Hebammen versorgt. Die institutionelle Betreuungsquote ist in den letzten Jahren zwar mit dem Landesdurchschnitt

5,6 %

Arbeitslosigkeit
(Vergleich NRW → 8 %)

24 %

Menschen in stationärer Pflege
(Vergleich NRW → 26 %)

angestiegen, Kinder unter drei Jahren wurden im Jahr 2017 im Kreis aber etwas seltener in Institutionen betreut (23,9 %) als im Landesdurchschnitt (26,3 %).

Für Sorgebeziehungen und Sorgepraxen sind auch Zahlen relevant, in denen wir etwas über die Geschlechterverhältnisse bzw. die Beteiligung von Frauen und Männern an Sorge erfahren. Wichtige Indikatoren hierfür sind der Umfang der Erwerbsbeteiligung und die Art der Beschäftigungsverhältnisse sowie die Inanspruchnahme von Elternzeiten bzw. Elterngeld durch Frauen und Männer. Aktuelle Studien zeigen, dass sich Männer in Deutschland zwar zunehmend an der Sorgearbeit beteiligen, aber Frauen immer noch den größeren Teil der Sorgearbeit im Privaten sowie im Öffentlichen übernehmen. Auch im Kreis Minden-Lübbecke finden sich in den statistischen Zahlen Hinweise auf eine ungleiche Verteilung von Sorgearbeit zwischen Frauen und Männern. Frauen arbeiten hier deutlich häufiger in Teilzeit als Männer. In Minden-Lübbecke arbeiten 26,3 % Frauen (NRW-Durchschnitt 22,2 %) und 4,3 % Männer in Teilzeit (NRW-Durchschnitt 5,6 %). Diese Verhältnisse zeigen sich auch bei der Inanspruchnahme von Elterngeld: 76,7 % der Frauen und 23,3 % der Männer nehmen Elterngeld in Anspruch. Allerdings liegt dieser Prozentsatz der Männer, die im Jahr 2017 Elterngeld in Anspruch genommen haben, auch deutlich über dem Landesdurchschnitt (20,9 %). Wenn wir davon ausgehen, dass die Ausübung von Teilzeiterwerbsarbeit und die Inanspruchnahme von Elterngeld (weil es die Betreuung von Kindern und die Reduktion von Erwerbsarbeit voraussetzt) Indikatoren für eine ungleiche Arbeitsverteilung in Partnerschaften sind, so scheinen auch im Kreis Minden-Lübbecke Frauen den überwiegenden Anteil der Sorgearbeit im Privaten zu übernehmen. Für diese Frauen ist Erwerbsbeteiligung also mit einer Doppelbelastung sowie mit der Aufgabe der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit verbunden. Uns ist wichtig zu betonen, dass das Problem nicht die Erwerbsbeteiligung von Frauen ist. Problematisch ist vielmehr, dass Politik und Ökonomie immer weniger Raum für Sorgearbeit und Sorgebeziehungen lassen und es den Individuen überlassen wird, Lösungen für die Vereinbarkeit von Leben und Arbeit zu finden.

Laut dem Gender-Index, der vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung erhoben wird, um die Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschland zu erfassen, bewegt sich der Kreis Minden-Lübbecke im oberen Durchschnitt. An den Indikatoren Arbeit, Einkommen, politischer Einfluss, Gesundheit, Bildungsabschluss und Zeitverwendung ist ablesbar, dass der Kreis außerdem etwas besser aufgestellt ist als die meisten anderen Kreise und auf Landesebene mit urbanen Metropolregionen, wie dem Ruhrgebiet und dem Rheinland mithält. Konkret bedeutet das beispielsweise für den Indikator Arbeit, dass sich die Kommunen im Kreis in einem Werteabschnitt „46 bis un-

23,9 %

Kinder U3 in institutioneller Betreuung
(Vergleich NRW → 26,3 %)

26,3 %

Erwerbsarbeit in Teilzeit Frauen
(Vergleich NRW → 22,2 %)

4,3 %

Erwerbsarbeit in Teilzeit Männer
(Vergleich NRW → 5,6 %)

76,7 %

Inanspruchnahme von Elterngeld Frauen
(Vergleich NRW → 79,1 %)

23,3 %

Inanspruchnahme von Elterngeld Männer
(Vergleich NRW → 20,9 %)

70,1

ehrenamtliches
Engagement
Frauen
(Indexwert)

32,7

ehrenamtliches
Engagement
Männer
(Indexwert)

ter 52“ befinden. Wenn ein Wert von 100 die vollständige Gleichstellung von Frauen und Männern in der Dimension Arbeit bedeutet, befinden sich die untersuchten Kommunen also ziemlich genau auf dem halben Weg zur gleichberechtigten Teilhabe von Frauen am Arbeitsmarkt. Im Kreis Minden-Lübbecke wirkt sich vor allem negativ auf den Gender-Index aus, dass Frauen in prekären Beschäftigungsformen arbeiten und im Durchschnitt schlechter qualifiziert sind als Männer.

□ Eine Besonderheit für den Kreis ist der vergleichsweise hohe Wert für ehrenamtliches Engagement von 70,1. Eine gleiche Beteiligung von Frauen und Männern (die bei einem Wert von 100 erreicht wäre) ist in diesem Bereich also eher gegeben als in anderen, was auch auf Grund des hohen Stellwertes des Ehrenamtes im Kreis zu bemerken ist. Dies gilt aber nicht für den politischen Einfluss. In dieser Hinsicht sind Frauen und Männer im Kreis Minden-Lübbecke mit einem Wert von 32,7 weitaus weniger gleichgestellt als in anderen Kreisen. Das heißt, während die Teilhabe von Frauen an politischen Entscheidungen im Kreis eher gering ist, sind sie umso mehr in Arbeit eingebunden, die unbezahlt ist und die wir auch als eine Form des Sorgens verstehen: das Ehrenamt.

□ Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die statistischen Zahlen, mit denen sich die Rahmenbedingungen des Lebens und Arbeitens in Minden-Lübbecke erfassen lassen, ein positives Bild ergeben. Die Beschäftigungsquote im Kreis ist hoch und zumindest die institutionellen Bedingungen für Sorge sind gut. Auch im Bereich der Gleichstellung der Geschlechter zeichnen sich positive Entwicklungen ab. Die hohe Erwerbsbeteiligung von Frauen und der große Anteil an ehrenamtlich aktiven Frauen sind Indikatoren für ihre Teilhabe an Gesellschaft. Ob sich in diesen Zahlen auch Emanzipation widerspiegelt, muss dahingestellt bleiben. Denn wir wissen nicht, ob diese Frauen erwerbstätig sein *wollen* oder erwerbstätig sind, weil sie für ihren Unterhalt oder den ihrer Familie sorgen *müssen*. Dieser Druck, erwerbstätig sein zu müssen, ist gegenwärtig zum einen groß, weil ein einzelnes Einkommen aufgrund der Prekarisierung von Arbeit nicht mehr ausreicht, um eine Familie zu ernähren. Zum anderen richten sich aber auch neoliberale Politiken auf die Erwerbstätigkeit *aller* – unabhängig von Geschlecht, Familienstatus und zu betreuenden Angehörigen. Das Leben ist für alle, unabhängig vom Geschlecht, erwerbsarbeitszentriert. Was dies für die Sorgebeziehungen und Sorge sowie die Geschlechterverhältnisse im Alltag konkret bedeutet, lässt sich an den statistischen Zahlen nicht ablesen. Wenn wir im Folgenden die praktischen Erfahrungen fokussieren, die Menschen mit Sorgetätigkeiten in ihrem privaten Alltag sowie im Beruf machen, dann gehen wir deshalb über die Frage hinaus, wer sich um wen und was kümmert. Uns geht es vor allem darum, zu beschreiben, wie Sorgende sich und die Räume erleben, in denen sie sich um andere, sich selbst und die Umwelt kümmern.

FÜNF ASPEKTE DES SORGENS UND DER SORGEBEZIEHUNGEN SORGE UND ERWERBS- ARBEIT – ALLES NUR EINE FRAGE DER ZEIT?

Viele Studien weisen darauf hin, dass Frauen und Männer gegenwärtig immer mehr Zeit an ihrem Arbeitsplatz verbringen. Es wird von Arbeitnehmer*innen erwartet, dass sie räumlich mobil sind und zeitlich unbegrenzt zur Verfügung stehen. Wenn das Gehalt einer Arbeitsstelle für die Existenz nicht ausreicht, wird selbstverständlich erwartet, dass die Betroffenen diesen Mangel mit einer weiteren Arbeitsstelle ausgleichen. Diese Ausrichtung des Lebens auf die Erwerbsarbeit hat sich auch in unseren Interviews gezeigt. Dabei wird in den Formulierungen der Frauen und Männer nicht immer klar, ob ihnen die starke Dominanz der Erwerbsarbeit von außen abverlangt wird oder es ein eigenes inneres Motiv ist. Häufig gehen die äußeren Anforderungen und inneren Wünsche in den Beschreibungen der Befragten ineinander über, so wie im folgenden

Zitat aus dem Gespräch mit einer 35-jährigen Frau, die zum Zeitpunkt des Interviews in Elternzeit ist und rückblickend mit uns über ihre Arbeit als Lehrerin spricht.

„Ich bin Vollblut-Grundschullehrerin gewesen. Es hat ganz lange gedauert, bis wir unseren Kleinen bekommen haben, deswegen war die Arbeit so ein bisschen Ersatz oder Kompensation, ich habe echt an manchen Tagen fünfzehn Stunden am Tag gearbeitet. (...) Das letzte Jahr war auch echt heftig, was arbeiten angeht: da ist ein Kollege erkrankt, ich habe zwei Klassen gleichzeitig geführt. Und noch in meiner Mutterschutzzeit habe ich für beide Klassen Zeugnisse geschrieben.“

□ Die Bereitschaft dieser Frau, viel Zeit und Energie in ihre Arbeit als Lehrerin zu stecken, hängt eng mit ihrer gesamten Lebenssituation zusammen. Solange sie keine Kinder hatte, hat sie sich gerne voll und ganz dem Beruf gewidmet. In dem Zitat zeigt sich allerdings auch noch ein anderer Aspekt. Diese Frau ist aufgrund ihrer Begeisterung für die Arbeit besonders empfänglich für die Zumutungen ihres Arbeitgebers. Sie ist bereit, mit ihrer Arbeitskraft einen strukturellen Mangel der Institution Schule (hier: Mangel an Lehrkräften) auszugleichen. Hierzu tragen auch die eigenen hohen Ansprüche an ihre Funktion als Lehrerin bei, die sie durch perfekte Planung und Überstunden zu erfüllen bemüht ist.

„Ich schreibe nicht während der Unterrichtszeit in meine Klassenbücher. Da nehme ich mir Zeit, um rumzugehen und den Kindern zu helfen oder sie zu beobachten. Es gibt auch Kollegen, die haben ihre Klassenbücher perfekt fertig, weil sie während der Unterrichtszeit ihre Klassenbücher führen, aber das ist nicht mein Verständnis von Unterricht. Dann muss ich das im Anschluss machen. Aber ich muss wegen meiner eigenen Kinder auch pünktlich fahren und deshalb notfalls am Wochenende unerledigte Dinge tun.“

□ Dieser Befund deckt sich mit den Ergebnissen anderer Studien, denen zufolge sich Frauen besonders gut den neoliberalen Anforderungen an das selbstverantwortliche Subjekt anpassen. Ihre Arbeitsbereitschaft ist demnach trotz widriger Umstände in beiden Bereichen groß: In der Erwerbsarbeit nehmen Frauen häufig schwierige Arbeitsbedingungen ohne entsprechenden finanziellen Ausgleich in Kauf (Teilzeit, flexible Arbeitszeiten, unsichere Arbeitsverträge, Überstunden, Wochenendarbeit, niedrige Löhne). In der Familie organisieren viele Frauen das Familienleben unter permanentem Zeitmangel und häufig mit knappen materiellen Ressourcen. Das Management der Frauen besteht so gesehen vor allem in der Bewältigung einer Mangelsituation.

□ In unseren Interviews hat sich dieses Ineingreifen von äußeren Zwängen und intrinsischen Motivationen sowie der Bereitschaft zur Selbstaussbeutung aber auch in einigen Interviews mit Männern gezeigt. So wollte ein Vater von Zwillingen den Ausfall seiner Arbeitskraft vor seiner vierwöchigen Elternzeit gut vorbereitet wissen und auch währenddessen war er für seinen Arbeitgeber erreichbar.

„Ich habe meine Projekte soweit es geht abgearbeitet und auch ab und zu mal eine Nachtschicht gemacht, damit ich passig fertig wurde. Das Nötigste, also was richtig gebrannt hat, habe ich auch während meiner Elternzeit hier und da erledigt. Ich kriege meine E-Mails aufs Handy – das ist aber meine eigene Schuld, da bin ich nicht zu gezwungen. (...) Ich liebe meinen Job und ich habe einen ganz tollen Job, der wahnsinnig spannend ist. Jeden Tag etwas Neues, das mag ich total. Es kommen auch oft Kollegen vorbei und man quatscht. Als ich jetzt wegen meinem Fuß knapp vier Wochen zu Hause war, da ist mir am Ende ein bisschen die Decke auf den Kopf gefallen.“

□ Wie für diesen Mann ist es für zunehmend mehr Väter selbstverständlich, dass sie ihre Erwerbsarbeit zumindest kurzfristig unterbrechen, um Zeit mit ihren Kindern zu verbringen und aktiv für sie zu sorgen. Das scheint allerdings zum einen nur möglich, wenn die Männer bereit sind, gegenüber den Arbeitgebern so zu tun, als wären die Kinder gar nicht anwesend. Und zum anderen ist es auf Dauer für viele Männer nicht attraktiv,



sich ausschließlich um die Familie zu kümmern und Sorgearbeit zu übernehmen. Die berufliche Tätigkeit und die sozialen Kontakte zu den Kollegen fehlen dem interviewten Mann schon bald.

□ Für unseren Fokus auf Sorge ist interessant, dass das Familienleben häufig nachgeordnet bleibt. Der familiäre Alltag muss den Zeitrhythmen der Erwerbsarbeit angepasst werden – und nicht umgekehrt. Letztere gibt den Takt an. Der Tag wird in kleine Zeiteinheiten unterteilt und es tauchen Vorstellungen von einer effizienten Gestaltung des Alltags auf. Frei nach dem Motto: „Wenn ich alles gut organisiere, dann schaffe ich es, am Abend noch schnell mit den Kindern die Hausaufgaben zu machen.“ Eine von uns interviewte Frau bringt dieses strenge Zeitregime in der folgenden Passage anschaulich auf den Punkt.

„Man muss durchstrukturiert sein. Seitdem ich arbeiten gegangen bin, mussten wir einiges ändern. Wir haben angefangen, Pläne für das Essen zu schreiben und einen Wocheneinkauf zu machen und dann vielleicht einmal Frisches nachzukaufen. Das erleichtert mir viel Arbeit, weil ich mir keine Gedanken machen musste ‚was soll’s denn geben‘. Meistens habe ich das dann schon vor der Arbeit vorbereitet. Wenn man nach Hause kam, wollte man ja auch Zeit mit dem Kind verbringen. Das war ja den ganzen Tag in der Kita und man selber hat gearbeitet. Die Arbeit war dann noch eigentlich nicht erledigt für den nächsten Tag oder die nächsten Tage und deswegen musste das andere halt viel mehr Struktur bekommen.“

□ Auf den ersten Blick ist es beeindruckend, wenn Menschen ihren Alltag so organisieren, dass es ihnen gelingt, Erwerbsarbeit und Familie miteinander zu vereinbaren. Doch die dafür notwendige effiziente Gestaltung des Alltagslebens hat eine Schattenseite. Die Bemühungen darum, den Tag zeitlich so zu takteten, dass möglichst viel hineinpasst und erledigt werden kann, setzt nicht

nur Gesundheit, sondern vor allem auch ein instrumentelles Verhältnis zu sich selbst, zu anderen und der Umwelt voraus. Wenn mir nur wenige Minuten für die Begleitung meiner Kinder bei ihren Hausaufgaben zur Verfügung stehen, dann ist es hinderlich, mich für ihre allgemeine Befindlichkeit zu interessieren oder nach dem geeigneten Moment für diese Aufgaben Ausschau zu halten. Letztere müssen dann möglichst schnell und sofort erledigt werden. Die zeitliche Taktung des Alltags lässt also wenig Spielraum für unvorhergesehene Bedürfnisse und ein sich Einlassen auf Beziehungen und die Umwelt. Wenn ich nur wenige Minuten Zeit habe, um meine Großtante im Altersheim oder auch eine Freundin in der Mittagspause anzurufen, dann ist es schwierig, mit ihr in Kontakt zu kommen. Wenn ich am Nachmittag nur eine Stunde Zeit habe, um im Fitnessstudio meine Kraftübungen zu machen, dann ist es schwierig, die Bedürfnisse meines eigenen Körpers zu spüren. Wenn ich keine Zeit habe, um einen Spaziergang im Wald zu machen, kann ich nicht sehen, wie dort Bäume absterben und der Lebensraum für Tiere schrumpft. Die effiziente Gestaltung des Alltags lässt folglich wenig bis keinen Raum für die Entfaltung von Erfahrungen, in denen die Menschen mit sich selbst, mit anderen Menschen und der Umwelt eine Resonanzbeziehung herstellen können. Wenn Sorge aber auf den Status von Tätigkeiten reduziert wird, die in einem sehr engen zeitlichen Rahmen erledigt werden müssen, ist es schwierig, sie positiv zu besetzen und zu erleben. Wichtig ist an dieser Stelle festzuhalten, dass es nicht möglich ist, diese Situation auf der individuellen Handlungsebene zu verändern, solange die ökonomischen Bedingungen und strukturellen Zwänge der Arbeitswelt das Eingehen von resonanzsensiblen Beziehungen untergraben. Wir kommen auf diesen Punkt weiter unten noch einmal zurück.

□ Dieses Thema ist uns unerwartet auch in einer Gruppendiskussion mit kommunalen Akteuren begegnet, die teilweise Verantwortung für die Gestaltung der Rahmenbedingungen von privater und öffentlicher Sorgearbeit haben. Unsere offene

Frage an die ausschließlich männlichen Diskutanten war, was Sorge für sie bedeutet. An dieser Stelle möchten wir auf einen interessanten Punkt eingehen. Die an der Diskussion Beteiligten fokussierten von sich aus auf ehrenamtliche Arbeit als eine Form der Sorge und sprachen ausführlich darüber, warum sich immer weniger Menschen ehrenamtlich betätigen und was diese Entwicklung längerfristig für die Gemeinde bedeutet. Eine der zentralen Voraussetzung für zivilgesellschaftliches Engagement und unentgeltliche Tätigkeiten, so die Vermutung, sei nicht mehr gegeben. Den Bewohner*innen der Gemeinde fehle schlichtweg die Zeit. Eine andere Vermutung ist, dass das Ehrenamt aber auch sonst an Attraktivität verliert und die Menschen ihre Freizeit anders gestalten wollen. So erklärte ein Diskussions Teilnehmer, der gleichzeitig wichtiger politischer Akteur der Gemeinde ist:

„Ich sehe das an Leuten, die in Ruhestand gehen. Die hätten ja eigentlich Zeit irgendwas zu machen, aber mit dem Ruhestand schmeißen die auch alle ehrenamtlichen Tätigkeiten hin und es wird gesagt: ‚So ich habe jetzt genug gemacht, ich gehe Golfspielen‘. (...) Die geburtenstarken Jahrgänge stehen jetzt vor dem Ruhestand. Das wird die Generation sein, die auch alle noch eine recht auskömmliche Rente oder Pension kriegen und die werden auch in dieser Hinsicht andere Prioritäten haben, weil diese Leute alle fit sind. Die wollen von der Welt was sehen.“

□ Aus der Perspektive der kommunalen Akteure stellt sich die gegenwärtige Situation als Krise dar, weil viele ehrenamtliche Tätigkeiten notwendig erledigt werden müssen und unklar ist, wer die Kosten tragen wird, wenn diese Tätigkeiten zukünftig professionell erbracht werden sollen. Ein Diskutant sagt, das sei „schlichtweg unbezahlbar“.

Als zentrales Ergebnis möchten wir an dieser Stelle festhalten:

Die Anforderungen von Erwerbsarbeit und Sorge (um einen Haushalt, Familienangehörige und andere Menschen, die Umwelt, die Gemeinschaft und nicht zuletzt um sich selbst) stehen in Konkurrenz zueinander, da alle diese Tätigkeiten zeitliche Verfügbarkeit voraussetzen. In einer Gesellschaft, die auf Erwerbsarbeit zentriert ist, werden alle anderen Tätigkeiten immer kürzer kommen.

WENN SORGETÄTIGKEITEN SICHTBAR WERDEN

Weiter oben haben wir bereits erwähnt, dass sich die Zuständigkeiten von Frauen und Männern für Sorgetätigkeiten ändern. Auch wenn Frauen weiter die Managerinnen des Alltags in der Familie bleiben und häufig den größeren Teil der Sorgearbeit übernehmen, so sind Männer doch zunehmend mehr an den verschiedenen Tätigkeiten innerhalb der Familie beteiligt und üben auch professionelle Sorgearbeit aus (zum Beispiel als Erzieher in Kindergärten).

□ In den Interviews, die wir mit Hebammen geführt haben, werden diese veränderten Vorstellungen von Männern über ihre Rolle als Vater sowie über ihr Leben als Mann gut sichtbar. So erzählt eine Hebamme, dass viele Männer bereits bei der Vorsorge und im Vorfeld der Geburt in das Geschehen miteinbezogen werden wollen und würden es auch nach der Geburt „partnerschaftlich, sehr gleichberechtigt und gut“ gestalten.

„In meiner Wochenbettstruktur mach ich das so, dass ich mich immer erstmal mit beiden hinsetze, mit dem Baby im Arm und wir reden, wie die Nacht war. Und dann guck ich mir bei der Frau die Gebärmutter und alles an. In der Zeit geht der Vater vielleicht schon mit dem Baby zum Wickelplatz und macht das Baby schon mal halbwegs nackig oder so. Und dann komme ich rüber und mach mit ihm zusammen das Thema wickeln und Thema Kinderversorgung und dadurch ist er eigentlich bei mir fast immer mit drin.“

□ Für die Mütter seien aktive Väter vor allem auch nach der zweiten Geburt eine große Entlastung, weil sie sich während der Nachsorge um das größere Kind kümmern würden. Allerdings stellt sich diese Einbeziehung der Männer aus der Perspektive der Hebammen nicht durchgehend positiv dar. Aufgrund der Anwesenheit der Män-



ner können die Hebammen den Frauen nicht mehr ihre ungeteilte Aufmerksamkeit widmen und sie befürchten, dass das Wohlergehen der Mutter und des Kindes nicht mehr im Mittelpunkt stehen könnte.

□ Einen Wandel im Selbstverständnis der Männer nehmen auch ältere Generationen wahr, für die es noch selbstverständlich war, die Arbeit in der Familie geschlechtsspezifisch zu teilen. So sprechen die politischen Akteure in unserer Gruppendiskussion nicht nur allgemein und abstrakt über Männer, sondern berichten von konkreten Erfahrungen, die sie selbst als Vater gemacht haben und wie sich ihr Leben von den Praxen der nächsten Generation unterscheidet. In dem folgenden Zitat wird über die Gründe für diesen Wandel nachgedacht.

„Ich habe das in meinem Bekanntenkreis ganz stark so wahrgenommen, dass die Ehefrauen den Männern gar keine Möglichkeit gelassen haben, sich da aus der Erziehungsrolle irgendwie rauszunehmen und auch ich mache genauso die Hälfte des Haushaltes wie meine Frau.“

□ In dieser Sichtweise sind es die veränderten Vorstellungen der Frauen, die zu einer Beteiligung der Männer an den Sorgetätigkeiten führen. Unerwähnt bleibt, ob die Männer aufgrund der neuen Erfahrungen mit Kindern im Laufe der Zeit auch ein eigenes Interesse an Sorge entwickeln oder Sorge für sie eine lästige Pflicht ist. Beides scheint potentiell möglich. In jedem Fall werden aufgrund dieser Entwicklung aber einige Dinge und Zusammenhänge sichtbar.

□ Nun lässt sich nicht mehr einfach leugnen, dass es sich bei den von Frauen in der Familie übernommenen Tätigkeiten um Arbeit handelt und die Doppelbelastung der Frauen (durch Erwerbsarbeit und Sorge) nach wie vor eine Bedingung für die beruflichen Karrieren von Männern ist. In dem Moment, in dem Männer in ihrem Alltag mehr Sorgetätigkeiten übernehmen,

erleben und spüren sie am eigenen Körper, was es bedeutet, zwei Lebensbereiche miteinander zu vereinbaren. Doppelbelastung ist dann nicht länger nur ein Wort, sondern eine konkrete Anforderung mit Auswirkungen auf das gesamte Leben. Für eine Reihe von anderen Tätigkeiten bleibt dann keine Zeit mehr. Davon berichtet ein Teilnehmer unserer Gruppendiskussion.

„Mein Vater hat als Einziger in der Familie gearbeitet, hat zig Ämter in irgendwelchen Vereinen übernommen. Diese Zeit hätte ich mit kleinen Kindern überhaupt nicht gehabt, also ich hätte nicht Vorsitzender des Fußballvereins werden können oder hätte zur freiwilligen Feuerwehr gehen können, weil wir haben nur gearbeitet und Kinder großgezogen.“

□ Neben Erwerbsarbeit und Familie bleibt keine Zeit mehr für ein Engagement im Sozialen, im Kulturellen oder der Politik. Hier wird also deutlich, dass die Sorgetätigkeit in der Familie nicht nur in Konkurrenz zur Erwerbsarbeit steht, sondern auch mit anderer unentgeltlicher Arbeit konkurrieren muss. Die von uns eingeladenen politischen Akteure, so wurde weiter oben bereits deutlich, diskutierten in erster Linie über die Folgen für die jeweiligen Institutionen. Problematisch ist aus ihrer Perspektive, wie es zum Beispiel mit der freiwilligen Feuerwehr und dem Fußballverein oder auch mit der kirchlichen Gemeindegarbeit zukünftig weitergehen soll, wenn die Menschen keine Zeit mehr für ehrenamtliches Engagement haben. Diese krisenhafte Situation birgt unseres Erachtens aber auch eine Chance. Denn nun wird endlich die konstitutive Bedeutung von unentgeltlicher Arbeit für die Gesellschaft (auch für Männer) sichtbarer und damit ein Strukturmerkmal von Sorge durchbrochen – deren Unsichtbarkeit.

□ Interessant ist, dass es auch für die Professionellen bedeutsam ist, ob ihre Arbeit gesehen wird. Teilweise bemühen sie sich im Arbeitsalltag aktiv um diese Sichtbarkeit, wie der Erzieher im folgenden Zitat erklärt:

„So wie wir Verständnis für Eltern aufbringen müssen, sollte man dann auch unseren Alltag transparent machen und darstellen, was passiert. Oftmals ist es auch so, dass die Eltern mehr Verständnis haben, wenn die eine Erklärung dafür kriegen, was passiert ist. Und deshalb versuchen wir auch schon, in jeder Situation, wenn wir was beobachtet haben, den Eltern das immer gleich zu sagen. Dann kommt gar nicht erst eine Unzufriedenheit bei ihnen auf. Sie sehen, dass wir aufmerksam sind.“

□ In diesem Zitat klingt ein weiteres Strukturmerkmal von Sorge an, nämlich die permanente Verfügbarkeit der Sorgenden. Die Sorge um sich selbst und um andere und anderes endet nicht. Am deutlichsten wird dies bei der Hausarbeit, die ständig neu anfällt und deren aktuelle Erledigung häufig nicht mal gesehen und anerkannt wird. Auch das war lange Zeit weder wahrnehmbar noch sagbar, wird nun aber in den Gesprächen, die wir mit Frauen und Männern über ihren Alltag in der Familie geführt haben, sowie in den Gesprächen mit Professionellen als Problem adressiert. „Du kannst dieses verdammte Gebären nicht planen“, sagt beispielsweise eine Hebamme und fügt hinzu, dass diese Unplanbarkeit „das Schlimmste an dem ganzen Beruf“ sei. Vor allem wer im Geburtshaus arbeitet, muss für die

Schwangeren ständig erreichbar sein. Gegen diese als belastend empfundene Verfügbarkeit entwickeln die Hebammen im Alltag Strategien.

„Wenn meine Freunde am Wochenende feiern gehen und das in der Nähe hier ist, dann gehe ich auf jeden Fall mit. Natürlich trinke ich nichts und natürlich habe ich mein Handy in der Tasche, so dass ich jederzeit merke, wenn ich gerufen werde. Das ist dann eben schade. Aber ich glaube das Wichtigste ist, dass man sich trotzdem seine Zeit, auch die private Zeit, versucht so einzuteilen, dass man wenigstens gefühlt Freizeit hat.“

□ Für andere Frauen ist eine solche individuelle Bewältigungsstrategie auf Dauer nicht haltbar. Sie entscheiden sich, im Krankenhaus zu arbeiten, da die Frauen dort aufgrund des institutionellen Rahmens (Drei-Schicht-System) nicht ständig erreichbar sein müssen. Sie zahlen dafür allerdings auch einen hohen Preis. Denn im Rahmen der Arbeitsbedingungen im Krankenhaus ist es kaum möglich, ein Vertrauensverhältnis zwischen Hebamme und gebärender Frau aufzubauen. Gerade aufgrund der Schichtwechsel kann während des Gebärvorgangs die Zeit knapp werden, um miteinander in Kontakt zu kommen. Die Herstellung dieses Kontakts ist ein Aspekt der von Hebammen geleisteten Arbeit, der wiederum vor allem dann sichtbar wird, wenn er wegfällt.

Als ein weiteres zentrales Ergebnis möchten wir festhalten:

Wenn Sorgetätigkeiten (im familiären und im professionellen Bereich) nicht mehr selbstverständlich von Frauen übernommen werden oder aufgrund einer strukturellen Mangelsituation nicht mehr übernommen werden können, werden die sozialen und gesellschaftlichen Funktionen von Sorge sichtbar(er).

DIE ENTGRENZUNG DES PRIVATEN

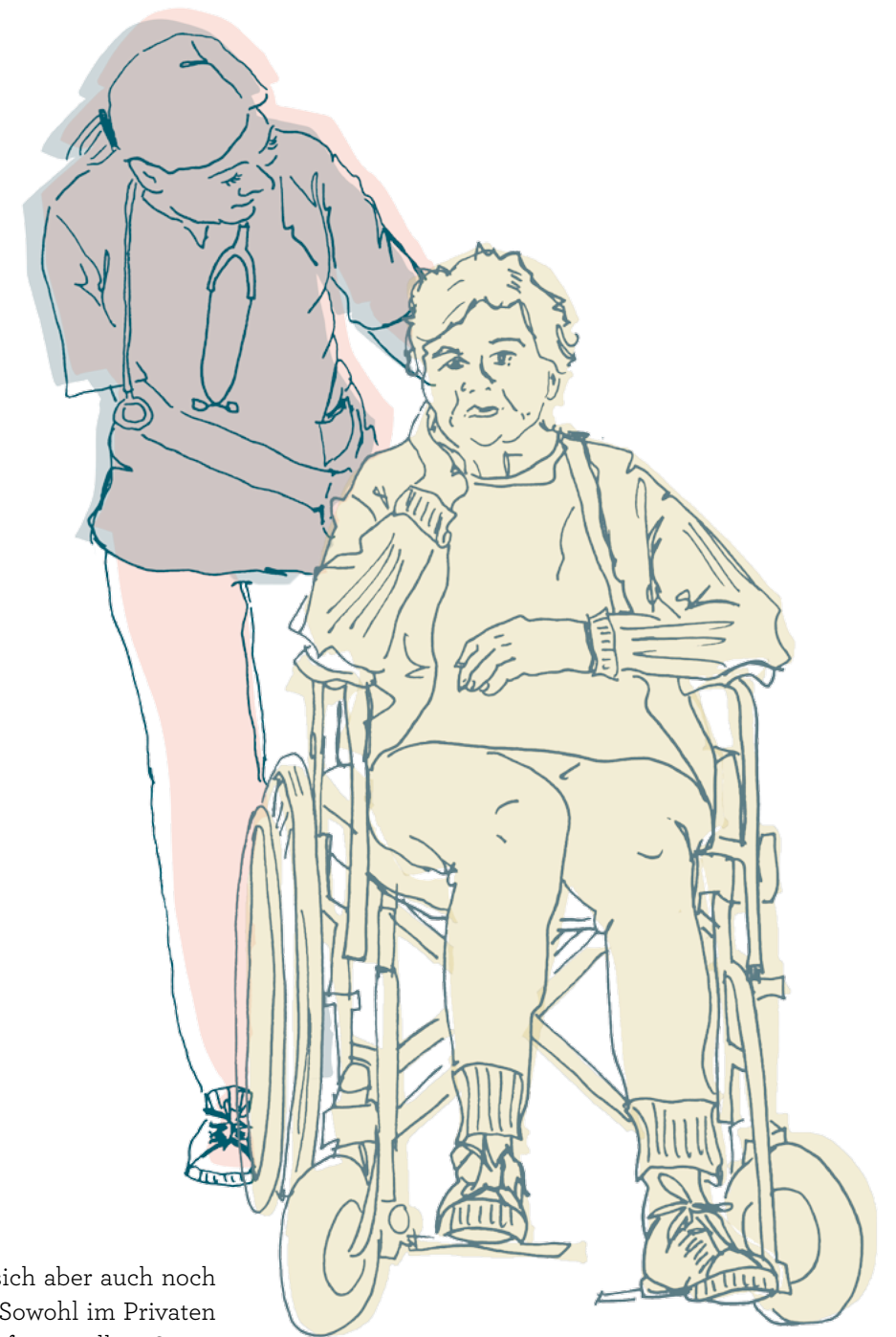
Ergebnisse aktueller Studien weisen darauf hin, dass die Ausrichtung des Lebens auf die Erwerbsarbeit eine weitere Entwicklung nach sich zieht: Wer es sich leisten kann, kompensiert den Mangel an Zeit für Sorgearbeit durch (häufig schlecht bezahlte und wenig sozial abgesicherte) Dienstleistungen anderer Frauen sowie die Inanspruchnahme von öffentlichen Einrichtungen der Betreuung. Dabei werden nicht nur bestimmte Tätigkeiten (wie Aufräumen, Putzen, Wäsche waschen, Einkaufen, Essen zubereiten) an Dritte delegiert, sondern zunehmend auch psychische und emotionale Leistungen von den Dienstleister*innen erwartet. So sollen private Pflegekräfte beispielsweise nicht nur die hygienische und medizinische Versorgung der alten Menschen übernehmen, sondern sich ihnen auch emotional

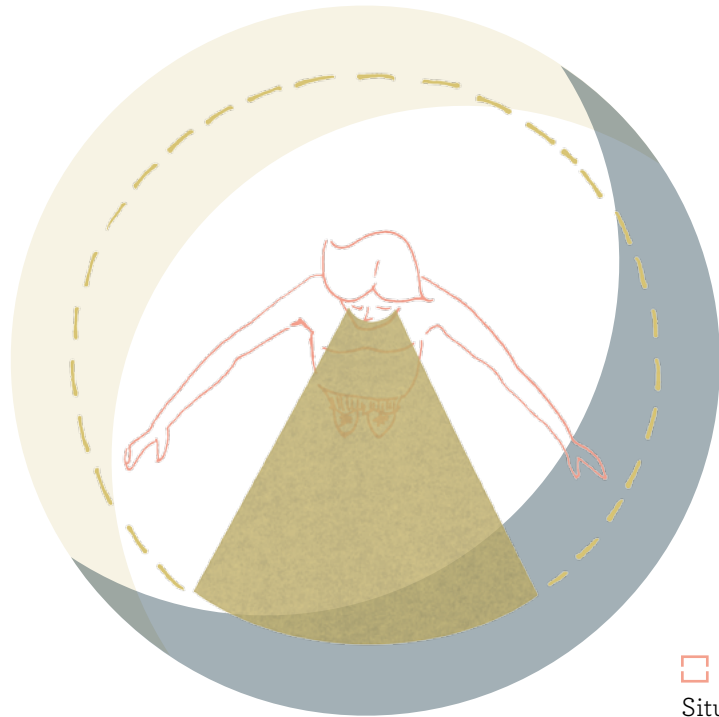
zuwenden und so die Einsamkeit und soziale Isolation auffangen. Diese Entwicklung ist vor allem auf Seiten der Dienstleister*innen mit Konflikten und Widersprüche verbunden. Weiter unten gehen wir hierauf noch einmal ausführlich ein.

□ Auch in unseren Interviews weisen erwerbstätige Frauen und Männer auf die zentrale Bedeutung von Dienstleistungen für die Bewältigung ihres Familienalltags hin. Manche der Befragten erleben diese Angewiesenheit auf Dienstleister*innen auch als Abhängigkeit von Institutionen. Die zeigt sich vor allem dann, wenn etwas nicht wie geplant läuft, wenn also zum Beispiel der Kindergarten aufgrund von krankheitsbedingten Ausfällen des Personals die regulären Öffnungszeiten einschränken muss.

□ Darüber hinaus zeichnet sich aber auch noch eine andere Veränderung ab. Sowohl im Privaten als auch im Bereich der professionellen Sorge steigen die Ansprüche und Erwartungen an diese Tätigkeiten. Dabei bleiben normative Vorstellungen darüber, was gute Sorge ausmacht, häufig nicht implizit oder abstrakt, sondern werden in ganz konkreten Situationen explizit formuliert. Das konnten wir deutlich in unseren Interviews mit Professionellen sehen. So werden Hebammen in ihren Gesprächen mit Schwangeren mit deren Erwartungen an eine sichere Geburt und gute Betreuung konfrontiert und Erzieher*innen in Kindergärten mit Erwartungen von Eltern bezüglich einer individuellen Zuwendung zu ihren Kindern.

□ Die Professionellen sind aufgrund dieser Anforderungen offensichtlich in einem Dilemma. Sie haben Verständnis für die Bedürfnisse ihrer Klient*innen und wissen gleichzeitig, dass es aufgrund der mangelhaften Arbeitsbedingungen strukturell nicht möglich ist, die Erwartungen zu erfüllen. Die Hebammen müssen beispielsweise im Krankenhaus die Unterbesetzung und Schichtwechsel mit den Vorstellungen der Schwangeren ausbalancieren. Zwei Hebammen beschreiben in der folgenden Passage die prekäre Arbeitssituation für Hebammen in Kliniken.





„Wenn du pro Frau eine Hebamme hättest, hättest du Zeit, dich auf die Frau einzulassen, sie kennenzulernen und ihre Bedürfnisse kennenzulernen, sie gut zu begleiten, so dass sie vielleicht gar keine PDA braucht. Dass sie vielleicht einfach in ihrer Kraft und in ihrer Stärke gebären kann. Aber da eine Hebamme durchschnittlich vier bis fünf Frauen pro Schicht alleine betreut, bist du froh, wenn eine Frau eine PDA nimmt. Die ist dann schon mal schmerzfrei. Und still.“

□ Aufgrund des chronischen Zeitmangels für die einzelne Frau gelte es auch immer wieder einzuschätzen, welche von ihnen gerade mehr auf eine Hebamme angewiesen ist als die anderen.

„In Diensten, wo es zack, zack, zack geht, da muss man diesen Raum sich freischaufeln und die anderen Frauen, die man noch so in der Umlaufbahn hat, ein Stückchen ausblenden. Hört sich jetzt ganz schlimm an, aber ich schaffe es nur, wenn ich die Frauen ausblende, die gerade nicht auf mich angewiesen sind.“

□ Es ist leicht vorstellbar, dass sich in so einer Situation die eine oder andere Frau nicht ordentlich begleitet fühlt und der Ärger hierüber bei den Hebammen landet.

□ Dieses Dilemma zeigt sich auch in den Interviews mit den Erzieher*innen. Viele Eltern haben gerade dann hohe Erwartungen an die professionelle Sorge, wenn die Kinder viel Zeit im Kindergarten verbringen. Etwas zugespitzt formuliert: Von den Professionellen wird all das verlangt, was ich selbst aufgrund eines vollen Arbeitstages nicht hinbekomme. Die Kinder sollen sich im Kindergarten wie zu Hause fühlen. Gleichzeitig sollen die Erzieher*innen aber auch professionell handeln und genau nicht in die Rolle der Eltern schlüpfen. Diese widersprüchlichen Erwartungen und Anforderungen kommen in den Interviews mit den Erzieher*innen deutlich zum Ausdruck. Sie beschreiben, wie sie im Arbeitsalltag einerseits versuchen, den Kindern authentisch und emotional zu begegnen und andererseits durch fachliche Distanz zum Geschehen versuchen, ihrem professionellen Anspruch gerecht zu werden. Dabei heben die Erzieher*innen im Interview auch die Aspekte hervor, die private Sorge von professioneller Sorge unterscheiden.

„Für mich ist das nicht familiär. Man versucht zwar ein familiäres Klima in der Einrichtung zu haben, aber wir haben ganz andere Aufgaben. Wir sind ja wirk-

lich nur ergänzend und unterstützend und nicht ersetzend und das ist auch ganz wichtig. Auch wichtig, dass das klar für die Eltern ist, dass wir wirklich einfach nur dafür zuständig sind, um die Eltern zu unterstützen, um den Entwicklungsprozess der Kinder zu unterstützen.“

□ Die unterschiedlichen Funktionen und Rollen von Professionellen und Eltern werden in dieser Passage nicht nur beschrieben. Sie werden wertend miteinander ins Verhältnis gesetzt. Erzieher*innen sind *nur* unterstützend. Wir können uns die entsprechenden Szenen mit den Eltern vorstellen, die diese wertende Sicht des Erziehers hervorrufen.

□ In den von uns geführten Gesprächen haben die Professionellen wenig Handlungsspielraum, um auf die Anforderungen des Arbeitsmarktes und die Erwartungen der Klient*innen zu reagieren. Ärger und Groll über die Situation werden vor allem mit der Bedeutung aufgewogen, die der Beruf für die Professionellen hat. Das wird in der folgenden Passage aus dem Interview mit einer Hebamme besonders deutlich.

„Manchmal hab ich auch so ein Gefühl: ‚Oh jetzt kotzt es mich gerade an.‘ Wenn du nachts geweckt wirst, du hast gerade

eine Stunde gepennt und du kannst dann nicht wieder einschlafen. Nach zwei Stunden rufen die wieder an und dann kommst du hierher und hast die ganze Zeit nicht gepennt. Dann hast du auch auf der Fahrt echt manchmal einen Groll gegen diesen Job, aber wenn du dann hier bist und du bist mit den Menschen zusammen und du kriegst ihr Kind mit ihnen zusammen, was ist denn schöner als das?“

„Ich glaube die Arbeit ist ja einfach auch erfüllender als in der Klinik, wo ich permanent Dinge mache, die ich eigentlich total blöd finde. Wenn ich dafür nachts um drei aus dem Bett gerufen werde, dann finde ich das ziemlich blöd. Aber wenn ich dann wenigstens weiß, ich komme hierhin, ich kenne die Familie, wir haben eine gute Beziehung aufgebaut und ich freue mich auch drauf, dann ist das was anderes.“

□ Die gelungene Sorgebeziehung wird hier zum Gegengewicht schwieriger Arbeitsbedingungen. Sie wiegt den Stress auf, den die Tätigkeit als Hebamme zwar auch strukturell mit sich bringt, aber der vor allem durch die Arbeitsbedingungen verschärft wird.

Resümierend möchten wir Folgendes festhalten:

Professionelle müssen zunehmend mit den hohen Erwartungen umgehen, die diejenigen an sie stellen, die ihre Dienstleistungen in Anspruch nehmen und sie müssen diese Erwartungen mit ihren Ansprüchen an Professionalität ausbalancieren.

SORGE UND DER WANDEL DER GESCHLECHTER- VERHÄLTNISSE

Alle von uns Befragten nehmen die beschriebenen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen wahr. Sie wissen, dass Männer und Frauen ihr Leben zunehmend an der Erwerbsarbeit ausrichten (müssen) und dass dies Auswirkungen auf Sorge und Sorgebeziehungen sowie die Geschlechterarrangements im Privaten hat.

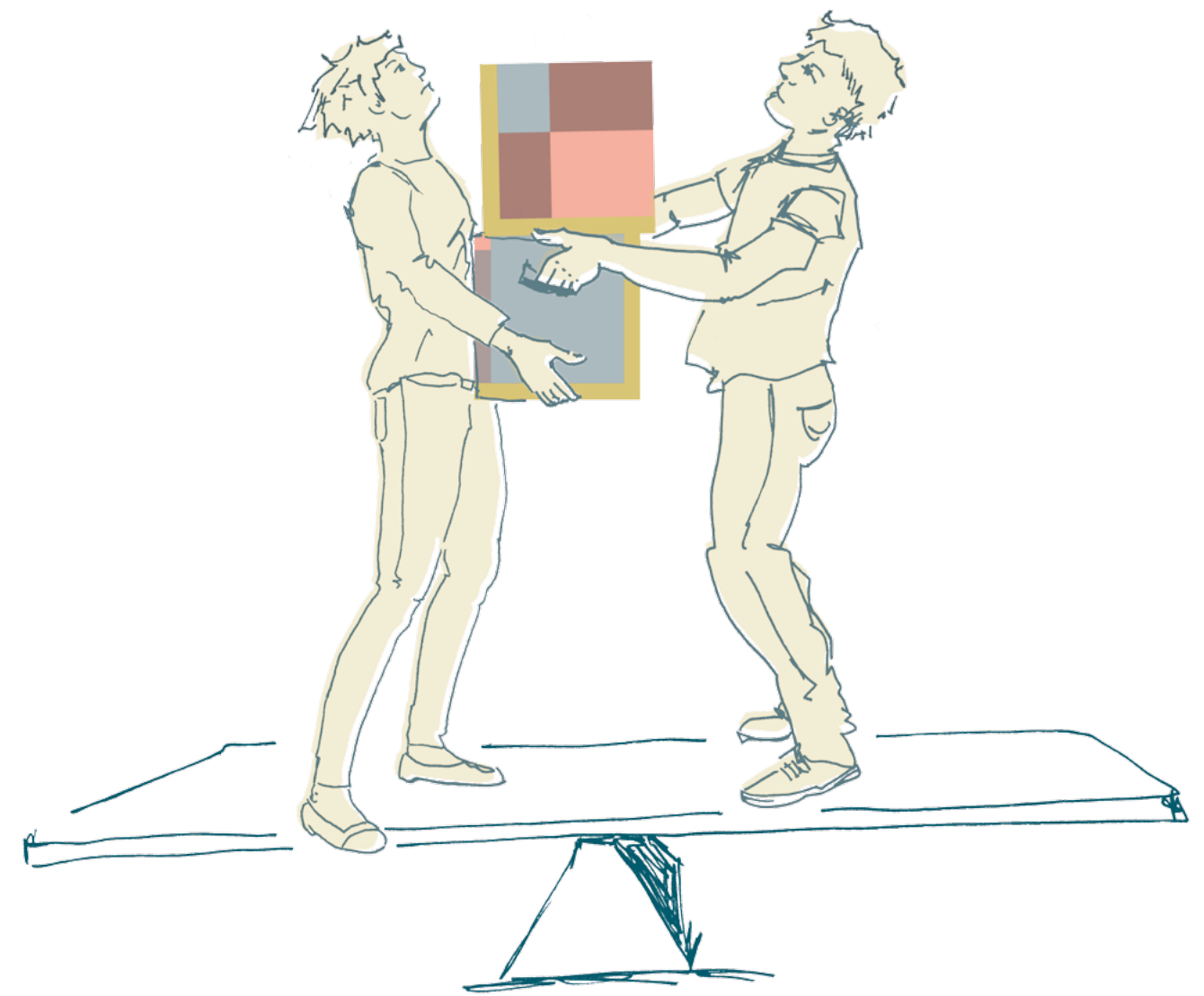
□ Doch diese Entwicklung wird unterschiedlich bewertet. Manche sehen in diesen Veränderungen eine Chance für mehr Geschlechtergerechtigkeit. Wenn Frauen erwerbstätig sind, so das zentrale Argument, gewinnen sie gegenüber ihren Lebenspartnern zumindest potentiell an Autonomie. Für Männer eröffnen sich vor allem mehr Möglichkeiten, sich konkret an der Sorge um die Kinder zu beteiligen. Aktive Vaterschaft wird für zunehmend mehr Männer wichtig.

□ Die Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen werden in unserem Material aber auch als problematisch wahrgenommen oder sogar als bedrohliche Krise beschrieben. So zum Beispiel in folgendem Statement aus unserer Gruppendiskussion mit den politischen Repräsentanten.

„Wie kriegen wir das in den nächsten 20, 30 Jahren noch geregelt? Das meiste, was gerade im Carebereich ehrenamtlich gemacht wird, wird von Frauen erledigt, weil sie nur Teilzeit oder gar nicht tätig sind. Wie kriegen wir das hin, wenn alle voll in die Berufstätigkeit reingehen?“

„Auch die Männer finden wir nicht mehr in den Vereinen, weil sich die Arbeit zu Hause geteilt wird und die zusätzlich zur Berufstätigkeit erledigt werden muss. Im Grunde genommen sind die Männer jetzt wesentlich mehr eingespannt als wir früher, und das ist ein Problem.“

□ In dieser und anderen Formulierungen werden die Veränderungen in den Geschlechterrollen als gesellschaftliches Problem dargestellt. Weil sich Frauen und Männer die Arbeit in der Familie nicht mehr traditionell teilen, so die Argumentation, haben sie keine Zeit mehr, sich ehrenamtlich zu engagieren. Die volle Erwerbstätigkeit von Frauen sowie die Beteiligung von Männern an Sorge-



arbeit sind in dieser Perspektive für die Krise des Ehrenamtes verantwortlich. Darüber hinaus betonen die Diskutanten aber auch, dass Frauen und Männer heute andere Prioritäten setzen als früher. Frauenhilfe, Posaunenchor, Singkreis und ehrenamtliches Presbyterium seien nicht mehr „zukunftsfähig“.

□ Wir können in unserer kleinen Studie nur begrenzt Antwort auf die Frage geben, wie es zu diesen unterschiedlichen Einschätzungen der Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen kommt. Es zeigt sich allerdings deutlich, dass dabei die konkreten Erfahrungen eine Rolle spielen, die jemand mit Sorge und Sorgetätigkeiten macht oder im Leben gemacht hat. Wer sich nie um andere Familienmitglieder kümmern wollte und stets einen gemachten Haushalt vorgefunden hat, erlebt es als Verlust und als relativ bedrohlich, wenn die bislang sorgende Person

nicht mehr bereit ist, alles alleine, unbemerkt und selbstverständlich zu erledigen. Wer sich neben der Erwerbsarbeit um Kinder kümmern muss oder auch kümmern möchte, erlebt es als belastend, wenn die öffentliche Infrastruktur nicht gut ausgebaut ist. Wer eine Institution leitet, die ohne das ehrenamtliche Engagement von freiwilligen Mitarbeiter*innen nicht existieren kann, muss sich Sorgen um die Zukunft dieser Institution machen, wenn sich die Freizeitgestaltung von Frauen und Männern stark verändert.

□ So wird auch nachvollziehbar, warum die politischen Repräsentanten in der Gruppendiskussion nur am Rande über Sorgepraxen im privaten Bereich reden und sich ihre Diskussion stark um den Rückgang des Ehrenamtes dreht. Da die meisten von ihnen in traditionellen Geschlechterarrangements gelebt haben und leben, sehen sie hier wenig Handlungsbedarf bzw. nicht die Not-

wendigkeit politischer Steuerung. Sorge wird von ihnen zwar allgemein als notwendige „Hilfe zum Leben“ definiert. Aber sie machen die Abhängigkeit *aller* Menschen von Sorge und Sorgen den nicht zum Angelpunkt ihrer Argumentation. Genau weil wir alle auf Sorge angewiesen sind, ist das Private aber politisch. Das ist aufgrund der für unsere Gesellschaft konstitutiven Trennung der privaten und der öffentlichen Sphären schwer zu erkennen. Gerade dann, wenn weiter selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass sich Frauen um Sorge im Privaten kümmern, entsteht ein blinder Fleck. Aus dieser Perspektive ist es meist eher bedauernd, dass die jüngere Generation andere Wege geht. Allerdings können auch diese sozialen Akteure sich den Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen nicht ganz verschließen. Ein Diskutant deutet das in der folgenden, recht allgemeinen Aussage an.

„Gesellschaftlicher Wandel bedeutet auch, dass man das, was man unter dem Begriff ‚Care‘ versteht, anpassen muss, die Rahmenbedingungen immer wieder neu justieren muss, damit Fürsorge und Hilfe und Mitmenschlichkeit weiter organisiert werden kann, das muss ich an die gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozesse anpassen.“

□ „Wir müssen handeln“, sagt ein anderer Diskutant und appelliert damit an den Gestaltungsspielraum, den politische Repräsentanten haben. Auffällig ist allerdings, dass die Männer in der Diskussion vor allem Ideen für den öffentlichen und deshalb auch sichtbaren Sorgebereich entwickeln. So thematisieren sie beispielsweise die Privatisierung des Pflegesektors, die dazu beigetragen habe, dass Rahmenbedingungen für eine gute professionelle Pflege nicht länger gegeben sind. Den Handlungsbedarf sehen die Diskutanten auch bei der quantitativen und qualitativen Bedarfsdeckung.

„Es gibt ja Modelle, wo altersgerechtes Wohnen im Quartier gemeinschaftlich organisiert wird. Meine Devise wäre, dass kein einziger neuer stationärer Platz mehr geschaffen wird und wir nur noch für Pflegeplätze sorgen, in denen wir auch selber später wohnen wollen.“

□ Wer würde dieser Idee widersprechen wollen? Und doch ist sie alles andere als banal. Denn auch wenn alle Menschen auf (Selbst-)Sorge angewiesen sind, so bleibt diese sozialontologische Tatsache wahrscheinlich über weite Strecken im Alltag und im Leben verborgen. Die Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen einerseits und der neoliberale Abbau des Sozialstaates andererseits führen dazu, dass Sorge zu einem wichtigen gesellschaftspolitischen Thema wird.

Für weiterführende Diskussionen und politischen Prozesse erscheint uns folgendes Ergebnis ein wichtiger Denkanstoß zu sein:

Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen konkreten Alltagserfahrungen und der Art und Weise, wie die Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen wahrgenommen werden und welche strukturellen Steuerungsmaßnahmen in Betracht gezogen werden.

DIE GESELLSCHAFTLICHE VERANTWORTUNG FÜR SORGE UND SORGE- BEZIEHUNGEN

Die Bedeutung der lokalen öffentlichen Infrastruktur für alltägliche Sorge lässt sich am besten an einem Fallbeispiel veranschaulichen.

□ Familie Ambros lebt mit ihren zwei Kindern in einem kleinen Wohnort. Beide Ehepartner*innen sind voll erwerbstätig. Doch während Herr Ambros am Wohnort arbeitet, muss Frau Ambros täglich mit dem Auto fünfzehn Kilometer zu ihrer Arbeitsstelle fahren. Das Ungleichgewicht wird noch dadurch verstärkt, dass Frau Ambros den größten Teil der alltäglichen Sorgearbeit übernimmt und auch hierfür viele Wege bewältigen muss. Denn Einkaufsmöglichkeiten, Schulen und verschiedenen Ärzt*innen befinden sich alle in der vier Kilometer entfernten Stadt. Vieles geschieht mit dem Auto. Aber da es nur ein Auto gibt, sind sie auch auf den Bus angewiesen, der alle zwei Stunden in die Stadt fährt. Die Bushaltestelle liegt ca. ein Kilometer und zwölf Gehminuten vom Haus entfernt.

□ In den Beschreibungen von Frau Ambros zeigt sich, dass ihr gesamtes Arrangement auf einem getakteten und durchorganisierten Alltag beruht. So stellen sie zum Beispiel einen Essensplan für die ganze Woche auf, damit sie nur einmal in der Woche zum Einkaufen fahren müssen. Es gebe ja nicht mal einen Bäcker am Ort. Besonders eindrücklich wird diese Taktung des Alltags allerdings mit Blick auf die Versorgung der beiden Kinder. Ein Kind besucht zwar einen Kindergarten am Wohnort, doch da das andere in der Nähe des Arbeitsortes von Frau Ambros untergebracht ist, erfordert auch dies eine tägliche Koordination.

□ An diesem Beispiel wird zweierlei deutlich: Zum einen sind Sorge und Sorgebeziehungen aufgrund der strukturellen Rahmenbedingungen mit einer langen und komplizierten Wegekette verbunden. Das belegen auch andere Studien über den ländlichen Raum. Weil es hier wenig nahe (Teilzeit-)Erwerbsmöglichkeiten für Frauen so-

WEGEKETTE VON FRAU AMBROS



wie wenig personenbezogene Dienstleistungen, Einrichtungen und Institutionen (Kitas, Ärzt*innen, Pflegeeinrichtungen) gibt, müssen (meist von Frauen) im Alltag weite Wege zurückgelegt werden.

□ Darüber hinaus zeigt sich an der beschriebenen Wegekette aber auch die zentrale Bedeutung der öffentlichen Infrastruktur für die Ausgestaltung von Sorge. Daraus folgt allerdings interessanterweise nicht notwendig die Vorstellung, dass es eine gesellschaftliche Verantwortung für Rahmenbedingungen gibt, die Sorge überhaupt erst möglich machen. Nur wenige von uns befragte Frauen und Männer formulieren Forderungen und Ansprüche an den Staat. Es wird eher davon ausgegangen, dass Widersprüche und Ansprüche an private Fürsorge auf der individuellen Ebene gelöst werden müssen.

□ So beschreibt Frau Ambros etwa die wichtige Bedeutung von dörflichen und familiären Netzwerken in intensiven Lebensphasen. Familienmitglieder haben beispielsweise nach der Geburt des zweiten Kindes die Betreuung des älteren Kindes übernommen. Und während der zweiten Elternzeit von Frau Ambros konnte eine Nachbarin das ältere Kind in die Einrichtung bringen. Das sei großes Glück gewesen.

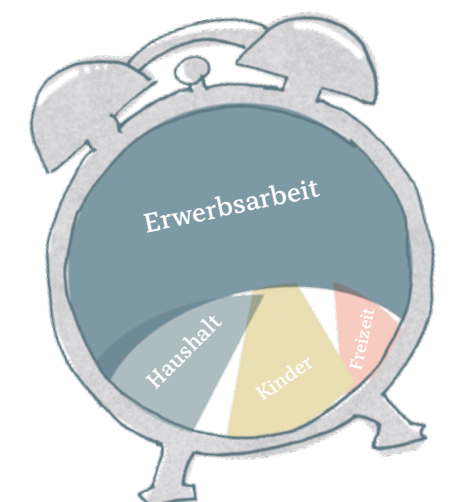
„Von Haus zu Haus sind es fünfzehn Kilometer Fahrweg und wenn ich ihn dann hinbringe, abhole, hinbringe, abhole sind es allein sechzig Kilometer, die ich fahre, weil ich ja jetzt nicht mehr zur Arbeit fahre. Und wenn sie mal keine Zeit hat, dann muss ich ihn entweder selber hinbringen. Manchmal bleibt er dann aber auch zu Hause.“

□ In dieser Passage zeichnet sich allerdings auch die andere zentrale Strategie ab, wie auf individueller Ebene die strukturellen Anforderungen von Sorge gelöst werden. Immer wieder betont Frau Ambros im Gespräch mit uns, dass dies alles nur mit guter Organisation des familiä-

ren Alltags funktioniert. Sie wirkt froh und stolz, dass es klappt. Das trifft nicht nur auf Frau Ambros zu. Auch viele andere soziale Akteur*innen schreiben sich die Verantwortung für ein Funktionieren des Adult-Worker-Modells zu und sie sehen das perfekte Management des Alltags als Lösung hierfür an. Die Befragten betonen eher ihre Managementleistung und den erfolgreichen Einsatz ihrer Kräfte, als dass sie über lange alltägliche Fahrten klagen.

□ Diese individualisierende Sicht scheint uns symptomatisch für die gegenwärtige gesellschaftliche Situation zu sein. Wahrscheinlich erfahren sehr viele Menschen alltäglich Momente einer strukturellen Krise der Sorge: wenn darüber gestritten wird, wer abends noch schnell einkaufen geht, wenn es Stress darüber gibt, wer am nächsten Tag nicht zur Arbeit geht, weil eines der Kinder krank ist, oder wenn keiner Lust hat, abends oder am Wochenende zuhause zu putzen und aufzuräumen, weil beide von der Arbeit total erledigt sind. Doch da die Schwierigkeiten in der Bewältigung alltäglicher Aufgaben neben der Lohnarbeit mehrheitlich als ein privates Problem angesehen werden, wird kein Bezug zwischen den eigenen Sorgen und einer allgemeinen gesellschaftlichen Krise hergestellt. Gäbe es in einer der großen Tageszeitschriften eine Schlagzeile zur Krise der Reproduktionsarbeit, könnte sich wahrscheinlich kaum jemand etwas darunter vorstellen. Wir kennen nur die Finanzkrise und die Umweltkrise.

□ In den Hintergrund tritt in dieser individualisierenden Sichtweise schließlich der Preis, den die Menschen zahlen. Denn nicht nur im Alltag von Frau Ambros bleibt offensichtlich immer etwas



auf der Strecke. Wendet sie sich den Kindern zu, so kommt die Erwerbsarbeit zu kurz. Konzentriert sie sich auf die Erwerbsarbeit, geht das auf Kosten der gemeinsamen Zeit mit den Kindern.

□ Wenn Frau Ambros nach Hause kommt, möchte sie „qualitativ hochwertige Zeit“ mit ihren Kindern verbringen. Das ist immer dann der Fall, wenn sie nicht noch „stundenlang den Haushalt“ machen muss und die Vorbereitungen für ihre Erwerbsarbeit auf das Minimum reduziert. Doch da der Haushalt ja irgendwann erledigt werden muss und sie auch hohe Ansprüche an ihre Erwerbsarbeit hat, muss sie ständig nach Lösungen suchen, um die fehlende Zeit zu kompensieren. So putzt sie das Haus, wenn die Kinder schlafen und sie bereitet häufig am Wochenende die folgende Arbeitswoche vor.

„Ich will meinen Beruf noch genauso gut machen wie ohne Kinder, aber es muss dann einfach genauso gut sein, wenn ich mich nur eine Stunde vorbereitet habe.“

□ Auch morgens plant sie für die „vernünftige Übergabe“ ihrer Kinder eher mehr Zeit ein als für einen ruhigen Beginn bei ihrer Arbeit. Sie kommt dort so knapp an, dass sie ohne Vorbereitungen starten muss. Schließlich bleibt aufgrund der Bemühung, die vielen verschiedenen Anforderungen zu vereinbaren und Ansprüche zu erfüllen, kein Raum für die Sorge um sich selbst und Erholung. Diese Zeit ist auf wenige Minuten am Tag begrenzt.

„Wenn man Kinder hat, sieht man, dass man immer als letztes hinten drankommt und dann ist man froh, dass man zwar nur fünf Minuten auf dem Sofa saß. Dann schläft man ein, aber egal, Hauptsache man hat fünf Minuten Fernsehen geguckt.“

□ In den Alltagsbeschreibungen von Frau Ambros wird darüber hinaus deutlich, dass sie den Großteil der Sorgearbeiten übernimmt, obwohl sie sich eine gerechtere Verteilung zwischen ihrem Mann und ihr wünschen würde und dies auch regelmäßig einfordert. Ihr Mann übernimmt zwar Arbeiten in der Familie und im Haushalt, aber von einer gerechten Aufgabenverteilung ist das Paar weit entfernt.

□ Insgesamt wird in den von uns geführten Gesprächen kaum über den Preis gesprochen, der für das perfekte Management von Sorgebeziehungen gezahlt werden muss. Wir erfahren wenig darüber, was alles aufgrund von Zeitmangel nicht gemacht werden kann – zum Beispiel politisches und soziales Engagement, die Pflege von Freundschaften, das Besuchen von kulturellen Ereignissen, etc. und ob es Zeiten gibt, in denen einfach nichts gemacht wird. Vorstellbar ist, dass ein solcher Alltag irgendwann in eine große Erschöpfung mündet. Im hier beschriebenen Beispiel ist vor allem die Frau erschöpft. Andere Studien zeigen aber, dass zunehmend auch Männer von Doppelbelastung durch Beruf und Familie betroffen sind.

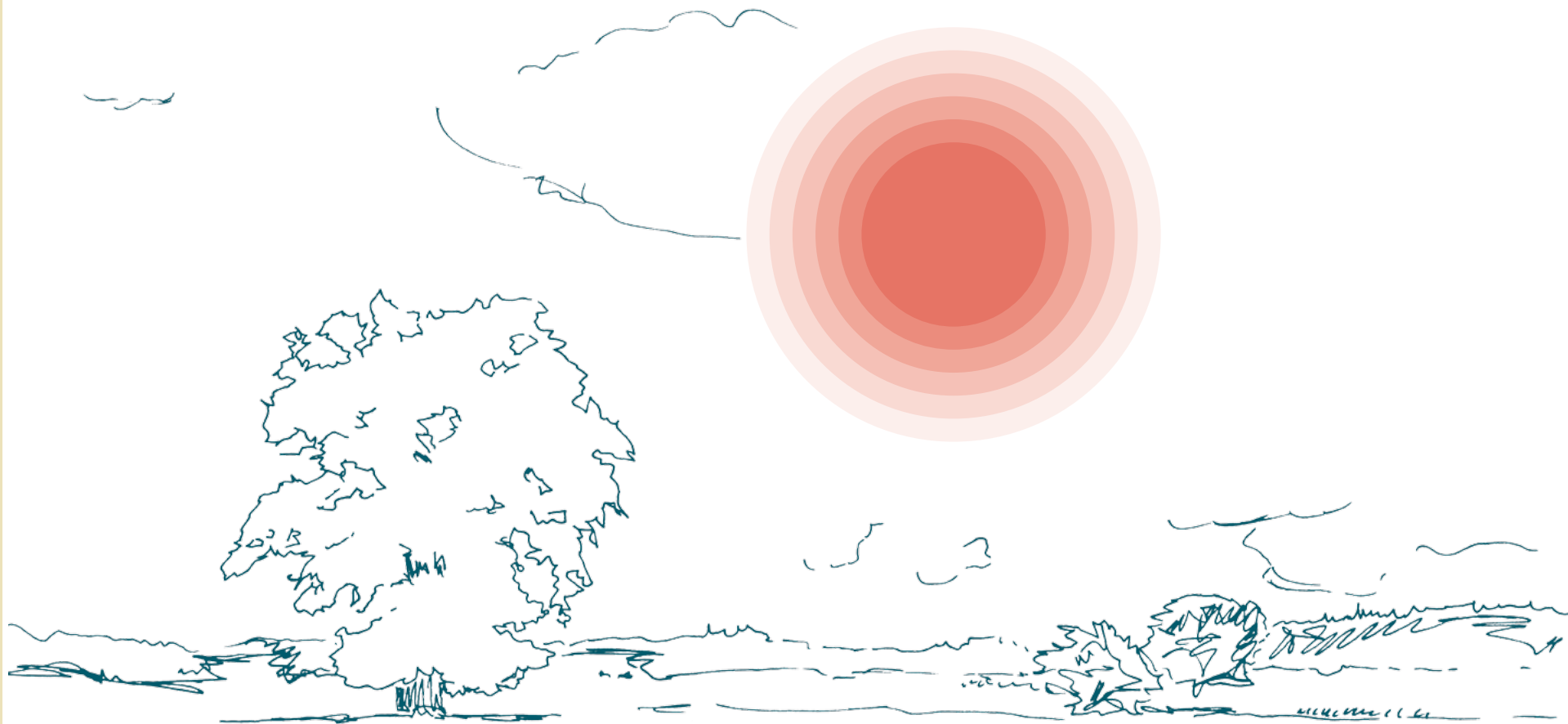
Vor diesem Hintergrund möchten wir an dieser Stelle mit einer Frage enden:

Wenn die Geschlechterverhältnisse zukünftig nicht wieder traditionell gestaltet werden sollen, wie und mit wessen Hilfe können sich die Menschen dann von allen Arten der Arbeit erholen? Wer kann, will und soll in Zeiten allseits geforderter Erwerbstätigkeit überhaupt noch Sorgearbeit für sich und andere übernehmen?

KINDER ALS RESONANZWESSEN EIN BEITRAG VON ROLAND METTENBRINK

Im Projekt der Forschungsgruppe wurde davon ausgegangen, dass gesellschaftliches Leben grundlegend durch Sorgebeziehungen (Care) mitbestimmt wird, aber die Rahmenbedingungen für deren Gelingen gegenwärtig schlecht sind. Gerade aufgrund der Vorrangstellung der Erwerbsarbeit sowie aufgrund der in unserer Gesellschaft dominanten Wachstums- und Steigerungslogik bleibt immer weniger Zeit für Sorge und unentgeltliche Arbeit. Es hat sich im Projekt auch ein Befund abgezeichnet, der aus anderen Studien bekannt ist. Die in den Familien bisher geleistete Sorgearbeit muss zunehmend auf Organisationen und Institutionen (Kindergärten, Pflegedienste, Seniorenheime) übertragen werden und das ehrenamtliche Engagement geht zurück. Im Forschungsprojekt haben sich eindrücklich die Auswirkungen gezeigt, die diese Veränderungen auch auf die Qualität von sozialen Beziehungen

und gelingendes Leben haben. Es kamen dabei verschiedene soziale Akteur*innen und Gruppen bereits zu Wort. Ich möchte dieses Bild nun noch um eine wichtige „Gruppe“ erweitern – die Kinder. Sie sind für mich der Gradmesser und Schlüssel gelingenden Lebens. Dies war der Ausgangspunkt, der mich zu einer Monographie des Soziologen Hartmut Rosa geführt hat. In „Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung“ (Berlin 2017, 7. Auflage) hat Rosa eine umfassende Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft und des Lebens in ihr vorgelegt. Wenn ich im Folgenden vor allem Rosas Sicht auf Kinder rekapitulieren, so tue ich dies, weil er uns auffordert, noch einmal neu über unseren Umgang mit Kindern und ihr Welt-Erleben nachzudenken und einen Veränderungsprozess von problematischen gesellschaftlichen Funktionsmechanismen anregt.



Grundsätzliches

Nach Hartmut Rosa ist unsere Gesellschaft durch Beschleunigung geprägt. „Ein zielloser und unab-schließbarer Steigerungszwang“, der Wettbewerb, das ständige Wachsen-müssen, die Ausbeutung der Ressourcen und die Dynamisierung, um den Wohlstand zu erhalten, führe, so Rosa, „am Ende zu einer problematischen, ja gestörten und patho-logischen Weltbeziehung der Subjekte und der Gesellschaft als ganzer“ (ebd. 14). Rosa benennt die drei großen Krisentendenzen der Gegenwart:

1. Die ökologische Krise als Signal einer „Störung im Verhältnis zwischen Mensch und nichtmenschlicher ‚Umwelt‘ oder Natur“ (ebd. 14).
2. Die Krise der Demokratie als „Störung in der Beziehung zur Sozialwelt“ (ebd. 14).
3. Die Psychokrise, die sich „in wachsenden Burn-outraten manifestiert“, als „eine Pathologie im subjektiven Selbstverhältnis“ (ebd. 14).

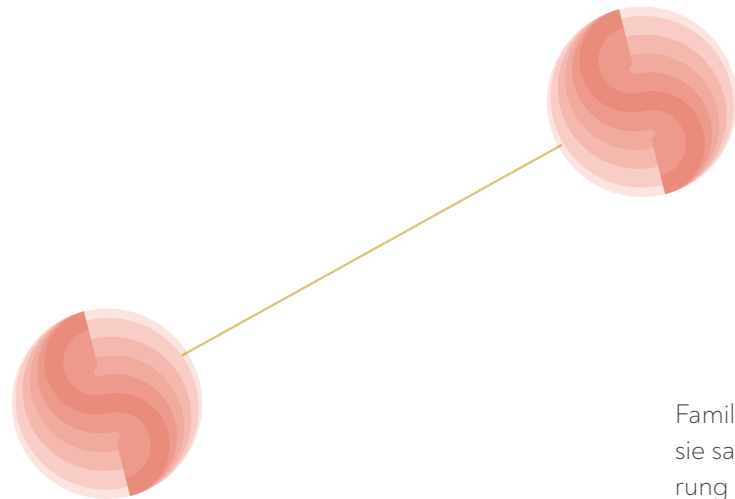
„Wenn Beschleunigung das Problem ist“, so Rosa, „dann ist vielleicht Resonanz die Lösung“ (ebd. 13). Entschleunigung greife zu kurz, weil es hier um ein Weltverhältnis gehe, um das „in die Welt gestellt“ Sein des Menschen (ebd. 14). Hier sind wir bei der entscheidenden Frage, denn das Glück des Menschen, das Gelingen oder Misslin-gen seines Lebens hänge „von der Art und Weise der menschlichen Weltbeziehung“ ab.

Hartmut Rosa beschreibt Resonanz als gelingende Wechselbeziehungen zwischen Subjekten und Welt, in der Subjekte „Resonanzen gleichermaßen erzeugen wie erfahren“ (ebd. 270). Resonanz defi-niert er wie folgt:

„Resonanz ist durch Af←fizierung und E→motion, intrinsisches Interesse und Selbst-wirksamkeitserwartung gebildete Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren. Resonanz ist keine Echo-, sondern eine Antwortbeziehung; sie setzt voraus, dass beide Seiten *mit eigener Stimme* sprechen, und dies ist nur dann möglich, wo starke Wertungen berührt werden. Resonanz impliziert ein Moment konstitutiver Unverfüg-barkeit. Resonanzbeziehungen setzen voraus, dass Subjekt und Welt hinreichend geschlos-sen bzw. konsistent sind, um mit je eigener Stimme zu sprechen, und offen genug, um sich affizieren und erreichen zu lassen. Reso-nanz ist kein emotionaler Zustand, sondern ein Beziehungsmodus. Dieser ist gegenüber dem emotionalen Inhalt neutral. Daher können wir traurige Geschichten lieben.“ (ebd. 298)

Letzteres verdeutlicht Rosa an einer Untersu-chung des kanadischen Sozialphilosophen Brian Massumi (ebd. 287 f.), wonach insbesondere Kin-der die traurigsten Stellen einer Geschichte mit höchster Intensivität als schönste empfinden, sogar messbar an ihrem Hautwiderstand.

Der Gegenbegriff zur Resonanz ist nach Hartmut Rosa der der Entfremdung.



Familie, Arbeit, Verein, Religion etc., aber sie sagen einem nichts: Es findet keine Berührung mehr statt, das Subjekt wird nicht mehr affiziert und erfährt keine Selbstwirksamkeit. Welt und Subjekt erscheinen deshalb gleichermaßen als bleich, tot und leer.“ (ebd. 316)

Kinder als Resonanzwesen

Richten wir den Fokus auf die Kinder! In Hinsicht von Resonanzerfahrung nehmen Kinder bei Rosa eine besondere Stellung ein. Bei Kindern könne eine hohe Resonanzfähigkeit gegenüber der Wirklichkeit diagnostiziert werden. Sie seien „per se Resonanzwesen“ (ebd. 605).

„Kinder leben in der Regel zunächst in gleichsam symbiotischen Wechselbeziehungen mit ihrer Nah- und Umwelt, die ihnen als fraglos gegeben erscheint, so dass sie ihre Beziehung zu dieser in ihrer Beziehungsqualität nicht reflektieren müssen: Das Haus, die Eltern, die Bäume, die Grundschule, die Stadt, sie sind einfach *da* und eine (im Selbst- und Welterleben) durchaus oft *magische* Weise mit dem kindlichen Selbst verbunden.“ (ebd. 322)

Dieses Resonanzerleben in der Kindheit könne nicht ungebrochen im Erwachsenenalter seinen Fortgang nehmen. Die Entfremdungserfahrung in der Pubertät sei lebensgeschichtlich notwendig. In der Pubertät werde die Welt als „etwas fremd Entgegentretendes“ erfahren (ebd. 322). „Was habe ich mit diesen Leuten zu schaffen? Was mache ich hier eigentlich?“ (ebd. 322f.) Diese charakteristischen Äußerungen, die Fragwürdig-

keit ausdrückten, ständen für den notwendigen „Prozess der Transformation der Weltbeziehungen in der Pubertät“ (ebd. 323). „Das Stummwerden der Welt und die Ausprägung eines in vielerlei Hinsicht durchaus repulsiven Weltverhältnisses sind dabei unvermeidliche Durchgangsstadien und Voraussetzungen für die Ausbildung neuer Resonanzbeziehungen und für die Etablierung stabiler Resonanzachsen.“ (ebd. 323) In Bezug auf Resonanzachsen unterscheidet Rosa horizontale (soziale Beziehungen: Familie, Freundschaft, Politik), diagonale (Beziehungen zur Dingwelt, Arbeit, Schule, Sport, Konsum) und vertikale (Beziehung zur Welt, zum Dasein oder zum Leben als Ganzem: Religion, Natur, Kunst, Geschichte) (ebd. 321 ff.). Die Entfremdung in der Phase der Pubertät sei zum Gelingen der Anverwandlung, des „Resonantmachens“ unabdingbar (ebd. 324), ohne sie gäbe es kein gelingendes Leben als Erwachsener.

Kinder seien zwar die Resonanzwesen per se, aber auch ihre tatsächlichen Resonanzerfahrungen könnten angetastet und bedroht werden. Bis weit ins 17. Jahrhundert habe Familie noch kein „emotionales Resonanzzentrum“ gebildet. Kinder seien (potentielle) Arbeitskräfte gewesen, seien verdinglicht und instrumentalisiert worden, „Gegenstand stummer Weltbeziehungen“ gewesen (ebd. 349). Nach August Hermann Franke seien die Kinder „durch die Erbsünde geprägt und verdorben“ gewesen und hätten „mit Härte“ mühevoll zum Guten erzogen werden müssen (ebd. 349). Erst Johann Amos Comenius und Jean-Jacques Rousseau hätten das Kind als schützens- und liebenswertes, unschuldiges und gutes Wesen entdeckt (ebd. 350). So sei das „Kind zum (alleinigen) Ankerpunkt des vibrierenden Resonanzdrahtes der Eltern“ geworden (ebd. 350). Es wurde der Begriff ‚Sakralisierung der Kindheit‘ gebildet. Hier sei der Grund zu suchen, dass Straftaten an Kindern in der heutigen Gesellschaft in starker Weise emotional als verabscheuungswürdig wahrgenommen werden.

„Die bürgerliche Kernfamilie ist und bleibt das konkurrenzlose Ideal junger Menschen (...). Und mehr noch: Liebe, Partnerschaft und Kinder stellen die paradigmatischen Kristallisationspunkte sowohl für die Verheißung zukünftigen Glücks (bei Jugendlichen) als auch für die Einschätzung je aktueller Glücksquellen (bei Erwachsenen) sowie schließlich für die Beurteilung dessen, was im Leben wichtig war (bei Hochbetagten) dar.“ (ebd. 343)

Aber schon Weihnachten/Heiligabend als Fest der Familie, das oft gerade nicht so gelingt wie erhofft, mache „inner-familiäre Resonanzblockaden“ sichtbar, „Entfremdungspotentiale entladen sich“, davon „weiß jeder Paar- und Familientherapeut zu berichten“ (ebd. 342).

„Die beiden Beziehungsebenen zwischen Liebenden einerseits und zwischen Eltern und Kindern andererseits bilden im Erwartungshorizont der (Spät-)Moderne die zentralen und oftmals die alleinigen Resonanzachsen der Weltbeziehung; sie sollen gewährleisten, dass uns die Welt als Ganzes zu antworten, dass sie für uns zu singen vermag. Dass sie indessen mit dieser Erwartung und dieser Alleinstellung heillos überfrachtet sind, wissen wir aus eigenen Familienerfahrungen ebenso wie aus einschlägigen familiensoziologischen und -psychologischen Studien. Die Familie kann das auf sie gerichtete und konzentrierte Resonanzverlangen *strukturell* nicht erfüllen, wenn sie als singulärer Resonanzhafen in einer ansonsten kompetitiven oder indifferenten Umwelt konzipiert ist.“ (ebd. 351)

Auf den Punkt gebracht möchte ich formulieren: Liebende und die Kinder können die Welt nicht retten, es wird unwirklich und künstlich, und sie gehen dabei unter. Eine idealisierende und romantisierende Sicht auf die Kinder ist nicht die Lösung.

„Entfremdung bezeichnet eine spezifische Form der Weltbeziehung, in der Subjekt und Welt einander indifferent oder feindlich (repulsiv) und mithin innerlich unverbunden gegenüberstehen. Daher kann Entfremdung auch als *Beziehung der Beziehungslosigkeit* (Rahel Jaeggi) bestimmt werden.

Entfremdung definiert damit einen Zustand, in dem die ‚Weltanverwandlung‘ misslingt, so dass die Welt stets kalt, starr, abweisend und nichtresponsiv erscheint. Resonanz bildet daher ‚das Andere‘ der Entfremdung – ihren Gegenbegriff.“ (ebd. 316)

Resonanz und Entfremdung ständen nicht in der Weise zueinander, dass Resonanz die Abwesenheit von Entfremdung meine, „vielmehr gerade umgekehrt das Aufblitzen der Hoffnung auf Anverwandlung und Antwort in einer schweigenden Welt“ (ebd. 321).

Resonanzerfahrung sei noch in der Entfremdung möglich, am weitesten entfernt von Resonanz sei die Depression/der Burnout.

„Depression/Burnout heißt der Zustand, in der alle Resonanzachsen stumm und taub geworden sind. Man ‚hat‘ beispielsweise

Durch den alltäglichen „Kampf um (immer knapper werdende) Zeit und Aufmerksamkeit sowie das Aushandeln der Aufgabenverteilung und der kollektiven Handlungsziele“ sei das „Sich-begegnen im Resonanzmodus“ nur schwer möglich (ebd. 352). Wenn die „familialen Resonanzachsen blockiert sind“, würden Freundschaften für Kinder und Erwachsene immer wichtiger (ebd. 358). Sie könnten sogar als „Resonanzkatalysatoren“ wirken, „wenn sich in unseren dominanten Weltbeziehungen – den Sphären der Familie und des Berufes – alles zu verhärten scheint“ (ebd. 359).

Die Schule könne zum „Resonanzraum“ oder zu einer „Entfremdungszone“ werden, dafür entscheidend sei, ob der/die Lehrer*in die Schüler*innen für den Lernstoff begeistern kann oder nicht, wobei die Klassenatmosphäre stimmen müsse, keine Häme, Herabsetzung, Hänseleien, kein Mobbing (ebd. 408 f.).

„Schüler müssen nicht nur der Lehrerin vertrauen, um sich auf eine ‚Weltbegegnung‘ (zum Beispiel mit lateinischen Versen oder der ägyptischen Geschichte oder mit Thomas Mann) einzulassen, sondern sie müssen auch die Erwartungshaltung ausgebildet haben, dass der ‚behandelte‘ Weltausschnitt zum Sprechen gebracht werden kann – und dass sie in ihrer Annäherung an ihn nicht ausgelacht oder verletzt werden. *Angstfreiheit* erscheint daher als eine Grundbedingung für die Ausbildung von Resonanzbeziehungen.“ (ebd. 694)

Im Gegensatz zu den westeuropäischen Erwachsenen verfügten Kinder über eine aktive Anverwandlung von Natur. „Die Hauptsorge und das Trachten der Eltern“ gelte „heute in allen sogenannten entwickelten Gesellschaften der Förderung der Wettbewerbsfähigkeit ihrer Kinder“ (ebd. 622).

„Kaum sind sie geboren, setzt (zumindest wenn sie den Mittel- oder Oberschichten angehören) eine geradezu erbarmungslose

Förderung ihrer physischen, psychischen, musischen, kreativen, emotionalen und sozialen Fähigkeiten ein, und die meisten Eltern kennen nur eine Angst: Das Kind könnte in irgendeiner Hinsicht *zurückgeblieben* sein oder Defizite haben; um umgekehrt kennen sie nur einen Stolz: *Mein Kind ist gemessen an seinem Alter, schon weiter, als zu erwarten war.*“ (ebd. 622)

So wird aber „Resonanzsuche“ zu einer „Strategie der Reichweitenvergrößerung“, die keinen qualitativen, resonanten Weltbezug bedeutet. Resonanzfähigkeit als „Kapital im Konkurrenzkampf“ führe „zur radikalsten Form der Selbstverdinglichung, in der noch die eigene Resonanzfähigkeit als Kern des eigenen Wesens zu einem Mittel im Existenzkampf gemacht und so in den Dienst der stummen Weltbeziehung gestellt“ werde (ebd. 623).

Folgerung

Hartmut Rosa hat diese Analyse der Gesellschaft und der Resonanzfähigkeit ihrer Mitglieder 2016 publiziert. Krisentendenzen haben sich seitdem sogar eher verstärkt. Die Ausbeutung der Ressourcen mit der einhergehenden Klimaveränderung ist vielen Menschen in Deutschland durch die Dürresommer 2018 und 2019 bewusster geworden. Populismus und Rechte erstarken weiterhin. Die psychische Belastung der Menschen ist unvermindert hoch. In den letzten 40 Jahren steigerte sich die Arbeitsunfähigkeit bei psychischen Erkrankungen von 2 % auf 16,6 %. Sinkende Zahlen sind nicht abzusehen. Jedes fünfte Kind ist stark gefährdet oder bereits erkrankt.

Ohne Kindheit idealisieren zu wollen, ist es für Erwachsene lehrreich und instruktiv, sich die positive Wirkung des gelebten Weltbezuges von Kindern zu vergegenwärtigen. Leider nehmen wir ihre Resonanzsensibilität selten wahr. Wohl nur ein neues Denken auf allen Ebenen in Bezug auf Konkurrenz und Wachstum, das die Gesellschaft und den Einzelnen betrifft, wird Resonanzfähig-

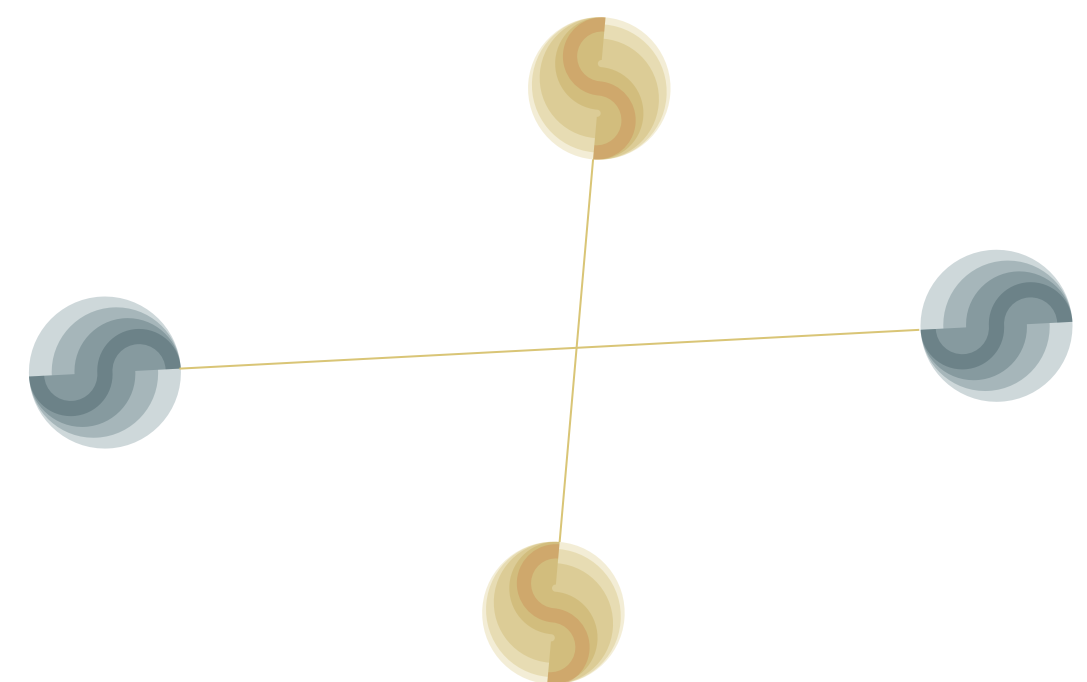
keit erhalten und erlebbar machen können. Hartmut Rosa spricht in diesem Zusammenhang von Überwindung der Steigerungslogik (ebd. 722 f.), Postwachstumsgesellschaft (ebd. 722 ff.) und konkret vom garantierten voraussetzungslosen Grundeinkommen (ebd. 729 ff.).

Es wird um eine notwendige Transformation unseres Denkens und Lebens gehen, des Einzelnen wie in den ökonomischen Strukturen, die sich in hoher ständiger Krisengefahr befinden und weltweit den Menschen kein auskömmliches Leben ermöglichen, überhaupt im politischen Handeln, vornehmlich auch in der Veränderung der Geschlechterverhältnisse in Bezug auf die Sorgebeziehungen. Sonst steht zu befürchten, dass selbst die Kinder als „Resonanzwesen per se“ ihre Resonanzfähigkeit verlieren. Die Statistiken zeigen das deutlich auf. Das betrifft nicht nur den städtischen, sondern auch den ländlichen Bereich, weil die Steigerungslogik und der Konkurrenzkampf in unserer derzeitigen Gesellschaft omnipräsent sind.

Hartmut Rosa hat in einem Interview ausgeführt, dass die „Logik des Wettbewerbs“ „grundsätzlich resonanzfeindlich“ sei (Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 24: 91–109, S. 95). Sie ist

sozusagen die Logik des Unglücklichwerdens. Die politisch so vorgegebene finanzorientierte, ökonomisierte und instrumentalisierende Logik in den Kindergärten, aber auch in den Krankenhäusern, Pflege- und Seniorenheimen ist zu überdenken, wobei hier durchaus bei Veränderungen der Strukturen Resonanzbeziehungen möglich sind. Der Schlüssel liegt bei den Kindern. Wenn unsere Kinder nicht in Resonanz, sondern in instrumentalisierten Beziehungen aufwachsen, wie können sie dann als Erwachsene in „Resonanz“ mit ihrer Welt und ihren Mitmenschen leben und daraus eine ethische Haltung der Resonanzsensibilität (vgl. ebd. 99) entwickeln? Wie aber können auch unsere gesellschaftlichen Strukturen verändert werden, dass mehr Resonanzfähigkeit entsteht?

Astrid Lindgren hat in ihrer Rede zur Verleihung des Frankfurter Buchpreises 1978 ausgeführt, dass bei einer Veränderung der Gesellschaft zum Frieden hin bei den Kindern anzufangen sei (vgl. Astrid Lindgren, Niemals Gewalt, Hamburg 2017). Eine nachhaltige gesellschaftliche Veränderung setzt bei den Kindern ein. Lassen wir Kinder wieder Kinder sein und verabschieden wir uns von einer inhumanen Konkurrenzgesellschaft, die unsere psychischen und physischen Lebensgrundlagen bedroht.



EMPFEHLUNGEN FÜR ALLE, DIE SORGE UND SORGEBEZIEHUNGEN GESTALTEN WOLLEN

Sorge, so hoffen wir gezeigt zu haben, geht weit über das reine Versorgen von bestimmten Menschen (Kindern, Alten, Kranken) hinaus. Sie ist eine Praxis, auf die alle Menschen zu jedem Zeitpunkt in ihrem Leben angewiesen sind. Unsere Gesellschaft basiert darauf, dass Menschen bereit sind, füreinander zu sorgen. Instrumentelle Verhältnisse zu sich selbst, zu anderen und der Umwelt mögen für eine ganze Weile funktionieren, aber auf Dauer lässt sich die Angewiesenheit auf (Selbst-)Sorge nicht ignorieren. Sie zeigt sich spätestens dann, wenn Körper nicht mehr mitmachen oder auch dann, wenn das Klima unberechenbar wird. Sorge ist aber auch eine Praxis, die bestimmte Bedingungen voraussetzt. Die sorgende Person, so hoffen wir gezeigt zu haben, muss in Beziehung zu der Person oder der Umwelt sein, der ihre Sorge gilt. Das gilt auch für die Selbstsorge. Auch sie setzt eine Aufmerksamkeit gegenüber den eigenen Bedürfnissen voraus.

□ Trotz der großen Bedeutung von Sorge für alle Menschen und unsere Gesellschaft bleiben Sorgepraxen häufig immer noch unsichtbar und es wird angenommen, dass sich irgendwer um mich kümmern wird, wenn ich nicht mehr alleine klarkomme. Diese Selbstverständlichkeit haben wir in unserem Projekt hinterfragt. Wir haben versucht genau hinzuschauen, geduldig nachzudenken und die gegebenen Verhältnisse nicht als unumstößlich zu erachten. Den viel beschworenen Sachzwängen

und öffentlichen Appellen an die Menschen, sich mit den Umständen zu arrangieren, wollen wir einen Dialog entgegensetzen, der *Sorge und Sorgeverhältnisse als notwendige Bedingung menschlicher Existenz versteht*, die *Erwerbsarbeitszentrierung hinterfragt* und *Gestaltungsmöglichkeiten auslotet*, wie alle Formen von Arbeit als gleichwertig anerkannt und Sorgearbeit im Privaten und im Öffentlichen aufgewertet werden kann. Dieser Dialog erscheint uns gerade deshalb so wichtig, weil in neoliberal verfassten Gesellschaften die Vorstellung dominiert, dass die Menschen selbst für das Gelingen ihres Lebens verantwortlich sind. Auf die Weise wird es für alle zunehmend schwierig, Ressourcen und Strukturen einzufordern, die Sorgebeziehungen überhaupt erst möglich machen.

Sorge als notwendige Bedingung menschlicher Existenz verstehen

Sorgebeziehungen und Selbstsorge erfordern Achtsamkeit, Präsenz und vor allem auch Zeit. Das muss anerkannt werden, damit die Menschen neben der Erwerbsarbeit nicht permanent individuell um Zeit ringen müssen, in der sie sich um ihr Leben, das der anderen und ihre Umwelt kümmern.

→ Wir müssen ein gesellschaftliches Klima erzeugen, in dem es möglich ist, sich Zeit für Dinge neben dem „Soll“ zu nehmen: für Sorge, Beziehungen und Engagement.

- Ehrenamtliches Engagement, das vor Ort wichtige Sorgearbeiten und damit auch eine wichtige Funktion für den Zusammenhalt übernimmt, muss gestärkt werden.
- Es sollten Wege erprobt und Mittel erdacht werden, die Sorgearbeiten sichtbar machen und auf die Weise anerkennen.

Zentrierung auf Erwerbsarbeit hinterfragen

Bislang ist es ein großer Nachteil, wenn Menschen sich um andere Menschen und ihre Umwelt kümmern und deshalb weniger oder gar nicht erwerbstätig sind. Die Forderung der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ ist zwar allgemein anerkannt, aber sie darf nicht nur auf die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen auf dem Arbeitsmarkt zielen. Vereinbarkeit muss konkret die Ermöglichung von Sorge bedeuten – und zwar für alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht.

□ Im Alltag der Menschen finden sich aber auch Hinweise für Veränderungen. Vor allem wenn sich alle Menschen unabhängig von ihrem Geschlecht an Sorgearbeit beteiligen und erwerbstätig sind, können sich zentrale Merkmale von Hausarbeit (Unsichtbarkeit, Monotonie und geringe Anerkennung) verändern. In der Kombination von Erwerbsarbeit mit Sorge kann Erwerbsarbeit sogar ihr Alleinstellungsmerkmal als Bereich der Selbstverwirklichung und Anerkennung verlieren. Gerade in einer Gesellschaft, die auf Erwerbsarbeit zentriert ist, stellt diese Entwicklung eine einschneidende Veränderung dar.

- Sorgepraxen muss ausreichend und eigenständige Zeit eingeräumt werden.
- Sorgepraxen (und ihre Relevanz für die Gesellschaft) müssen auch in Erwerbskontexten sichtbar gemacht werden.
- Die gleiche Beteiligung aller Geschlechter an Sorge muss durch Möglichkeitsräume im Rahmen der Erwerbsarbeit gefördert werden.

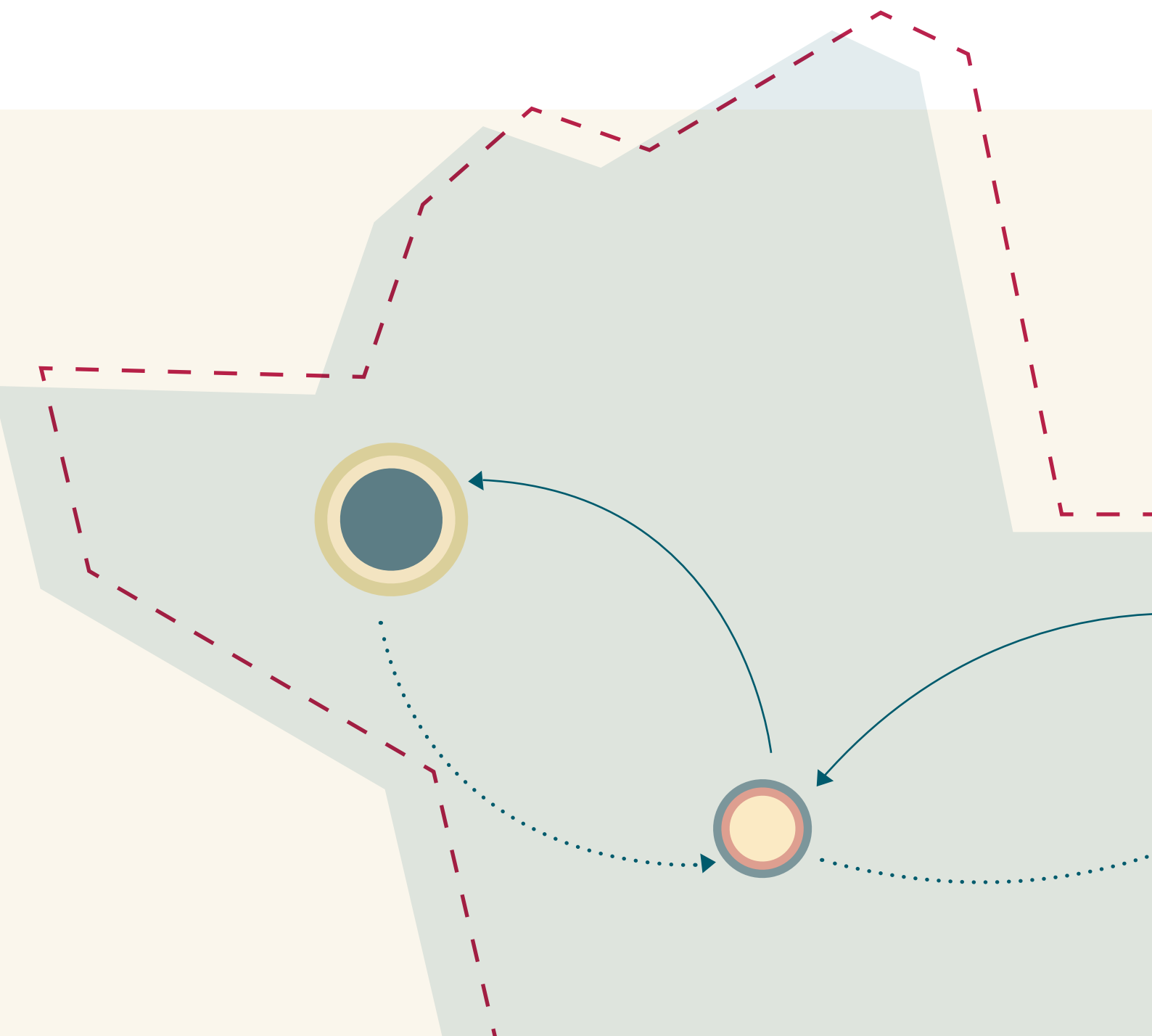
Gestaltungsmöglichkeiten für die Anerkennung aller Formen von Arbeit ausloten

Auf der strukturellen Ebene ist diese Entwicklung nur dann möglich, wenn alle Formen der Arbeit als notwendige und prinzipiell gleichwertige gewichtet werden – von der pflegerischen, sozialen, politischen und kulturellen Arbeit bis zur existenzsichernden Erwerbsarbeit. Hierfür müsste Sorgearbeit im Privaten und im Öffentlichen systematisch aufgewertet werden. Davon sind wir weit entfernt. Denn obwohl immer mehr Menschen auf professionelle Sorge angewiesen sind und die Professionellen große gesellschaftliche Verantwortung tragen, findet bislang keine Aufwertung dieser Tätigkeiten statt. Sorge bleibt eine gar nicht oder schlecht bezahlte Arbeit, die zum größten Teil von Frauen erledigt wird. Die Abwertung drückt sich auch in deren Bewertung als unqualifizierte Tätigkeit aus sowie in mangelhaften oder fehlenden öffentlichen Einrichtungen, in denen Sorgearbeit geleistet werden kann.

□ Notstände und Lücken, die es in den unterschiedlichen sorgenden Institutionen wie der Pflege, der Kinderbetreuung, im Hebammen- oder Bildungswesen aufgrund von schlechter Entlohnung und Personalmangel gibt, müssen durch strukturelle Lösungen geschlossen werden.

- Dienstleistungen und Fürsorgeberufe in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Soziale Dienste und Pflege müssen besser bezahlt werden.
- Infrastruktur im öffentlichen Raum, die für die Erledigung von Sorgearbeit erforderlich ist, muss gestärkt werden (zum Beispiel Mobilität, Grundversorgung).
- Sorgearbeit muss in kommunale Planung einbezogen werden.

□ Würde es gelingen, alle Formen von Arbeit als gleichwertig zu gewichten, wäre das sowohl Ausdruck als auch ‚Motor‘ eines möglichen radikalen Wandels unserer Gesellschaft.



Die Sorge umeinander und sich selbst ist ein ganzes Leben lang und zu jedem Zeitpunkt lebensnotwendig. Egal ob Betreuung, Pflege, Zuhören oder da sein: Sorge findet sowohl im professionellen, institutionellen als auch im privaten Rahmen statt. Aktuell wird sie aber meist unter schwierigen gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen und vorwiegend immer noch von Frauen erledigt. Nicht nur daran ist unmittelbar ersichtlich, dass Sorge und Sorgetätigkeiten trotz ihrer großen Bedeutung gesellschaftlich nicht ausreichend anerkannt werden. Diese Broschüre ist im Anschluss an ein Forschungsprojekt

ISBN 978-3-932869-20-4

entstanden, das Studierende der Universität Bielefeld im Kreis Minden-Lübbecke durchgeführt haben. Im Mittelpunkt stand die Frage, wie sich die Beziehungen und (räumlichen) Bedingungen gestalten, in denen Menschen privat und professionell füreinander sorgen und sich um ihre Umwelt und die Gemeinschaft kümmern. Wir möchten mit der Broschüre Denkanstöße geben für Eltern, sorgende Angehörige, politisch und anders engagierte Akteur*innen und Arbeitgeber*innen, die daran interessiert sind, Sorgearbeit und Sorgebeziehungen auf neue Weise zu sehen, zu gestalten und zu organisieren.